Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl.	3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Am See,

oder:

Die Speculanten.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Luppe.
1859.

Erstes Kapitel.

Louise hatte seit Marianne's Abgange eine junge Bäuerin im Dienste, die zwar hübsch, aber ein wenig einfältig war. Katharine, die Tochter eines Gartenarbeiters, erfüllte ihre Obliegenheiten schweigend und pünktlich; sie war sittsam, ehrte ihre Herrin und kümmerte sich nicht um Dinge, die außer dem Bereiche ihres Dienstes lagen. Es war zehn Uhr Morgens am Tage nach jener ereignißreichen Nacht, als Katharine die Meldung machte, daß der Herr Finanzrath von Vollmar angekommen sei. Louise erschrak, nicht etwa weil sie fürchtete, dem Vater gegenüberzustehen, sondern weil die fremde Dame so richtig die Ankunft des Banquier's vorausgesagt hatte. Es mußte demnach eine geheimnißvolle Beziehung zwischen Beiden stattfinden. Eine Viertelstunde später trat der Banquier in das Zimmer seiner Tochter. Louise sah ihn seit der Erhebung in den Adelsstand zum ersten Male. Wie hatte sich sein ganzes Wesen verändert!

Er war nicht mehr der stolze, hochfahrende Mann, er schien traurig, niedergedrückt, bekümmert zu sein. Seine vollen Wangen waren schlaff geworden, neue Runzeln zeigten sich in dem erdfahlen Gesichte und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Selbst das Embonpoint hatte abgenommen, die Kleider waren zu weit geworden.

— Vater, rief die bestürzte Louise, sind Sie krank?

Der Finanzrath schien eine wehmüthige Freude über diese kindliche, ungeheuchelte Theilnahme zu empfinden; er lächelte schmerzlich und küßte seiner Tochter die weiße Stirn.

— Ich bin krank, mein Kind, gab er zur Antwort.

— Und Sie unternehmen diese Reise?

— Weil ich meinen Arzt aufsuche.

— Der Arzt kann zu Ihnen kommen, mein Vater!

— Du bist mein Arzt, Louise! rief er mit bewegter Stimme. Von Dir hoffe ich die Heilung eines Uebels, dem ich erliegen werde, wenn ihm nicht bald Einhalt gethan wird.

— Von mir? fragte sie. Mein Vater, Sie wissen, daß Ihre Tochter Sie liebt . . .

— Beweise es, beweise es jetzt!

Louise begriff zwar nicht, wie sie dem Vater helfen könne; aber ihr war, als ob man von ihr ein Opfer fordern würde, das zu bringen ihr nicht möglich sei. Noch

nie hatte sie den Vater in dieser Verfassung gesehen, die mehr als eine völlige Muthlosigkeit verrieth. Der Finanzrath sank auf einen Sessel nieder.

— Setze Dich zu mir! murmelte er. Wir wollen berathen.

Louise nahm ihm gegenüber ihren Platz ein.

— Das Glück, mein Kind, ist mir bisher so günstig gewesen, daß ich der Vorsehung nicht genug dafür danken kann. Ich besitze Reichthum, Rang und Titel und erfreue mich einer allgemeinen Achtung, eines unbeschränkten Vertrauens Alles dies hat seine Rückwirkung auf Dich, meine einzige Tochter; es ist dies ein Umstand, der mein Glück erhöhet. Aber die Welt beneidet mich, und ich habe meine Feinde, wie Jeder, der eine glückliche Carrière macht. Es bedarf eines kecken Streichs, und ich stürze von der Höhe, die zu erklimmen es mein ganzes bisher zurückgelegtes Leben gekostet hat.

Das junge Mädchen sah den Vater bestürzt an. Auf der bleichen Stirn des Banquier's standen große Schweißtropfen und sein spärliches Haar in den Schläfen war feucht geworden. Eine ängstliche Unruhe sprach sich in seinen Blicken aus, die keinen festen Punkt erreichen konnten.

— Die Hand hat sich bereits erhoben, diesen Schlag zu führen, fuhr er fort. Ausweichen kann ich nicht; aber es giebt ein Mittel ihm vorzubeugen. Louise, das Mittel, von dem ich spreche, besitzest Du . . .

— Vater, was kann ich thun?

— Reiche Feodor von Crusius Deine Hand!

— Ich dachte es mir! flüsterte Louise schmerzlich vor sich hin.

Sie war geneigt, an einen neuen Kunstgriff zu glauben, aber der Zustand ihres Vaters legte Zeugniß ab von der Wahrheit der Lage der Dinge.

— Louise, die Verbindung mit der Familie Crusius war nicht etwa das Project einer Speculation, wie Du wähntest; sie ist eine Nothwendigkeit, die in den Verhältnissen selbst liegt.

— Die Verbindung ist ja bereits hergestellt, mein Vater; Sie vergessen, daß die Tante eine Frau von Crusius ist.

— Das genügt nicht, das genügt nicht! rief der Finanzrath. Warum glaubst Du denn meinen Worten nicht? Ich kenne Dein Verhältniß zu dem Sohne des Müllers . . . Louise, gieb es auf, um Deinen Vater zu retten.

— Sie hassen die arme Familie . . .

— Die Familie des Müllers kümmert mich jetzt nicht; liebtest Du den Sohn eines Fürsten, ich würde Dir meine väterliche Einwilligung nicht geben können, ich würde sie Dir verweigern müssen. Meine Stellung ist seit einiger Zeit eine andere geworden, und wenn ich

Dir früher aus gewissen Rücksichten den Lieutenant bestimmte, so ist jetzt Deine Heirath mit ihm eine Nothwendigkeit geworden.

— Vater, die Familie Crusius bietet Alles auf, sich in den Besitz Ihres Vermögens zu setzen!

— Nein, nein! antwortete der Finanzrath, indem er traurig den Kopf wiegte. Der Grund, der mich jetzt treibt, ist nicht von den Crusius' gegeben — sie dürfen ihn nicht einmal ahnen. Sieh', Louise, ich trete als ein Bittender vor Dich hin, als ein Bedrängter, der von Dir Hülfe erwartet. Du bringst vielleicht ein Opfer, ich will es zugestehen; aber bringe es aus Liebe zu Deinem Vater, der, wenn er zu streng gegen Dich verfahren ist, nur aus Liebe zu seinem einzigen Kinde so verfuhr. Vergiß Alles, und habe nur die Gegenwart im Auge, die von der Vergangenheit so völlig verschieden ist. Es kann Dir ja nicht schwer werden, wenn Du Deinen Vater noch liebst!

Louise war erstarrt; so hatte sie den Vater noch nie gesehen. Sein Stolz, seine Unbeugsamkeit schienen verschwunden zu sein, er bat so demüthig, so schmerzlich, daß sie das innigste Mitleid mit ihm empfand. Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen und ihre Stimme bebte, als sie ausrief:

— Vater, um Gottes willen, was ist denn geschehen?

Der Banquier machte eine abwehrende Bewegung.

— Erspare mir den Schmerz, murmelte er, Dir eine Mittheilung zu machen, die ich für immer in meinem Innersten verborgen halten möchte.

Das junge Mädchen schwieg und weinte laut.

— Glaube mir, fuhr der Vater fort, mir drohet ein großes Unglück, und Du kannst es abwenden.

— Nur ich allein?

— Du allein; ich habe Dir das Mittel angedeutet.

— Giebt es kein anderes Mittel?

— Es giebt keins, mein Kind!

Louise suchte sich zu fassen; es lag nicht in ihrem Charakter, zu verzagen, ehe sie vollkommen geprüft hatte.

— Vater, sagte sie, ich bin Ihre Tochter, das Wesen, das Ihnen am nächsten steht auf dieser Welt. Wie es Ihnen Pflicht ist, mein Glück zu gründen, so halte ich es für meine Pflicht, das Ihrige nach Kräften zu befördern. Das Schicksal meines Herzens ist entschieden, ich würde es nicht ändern können, auch wenn ich mit der Kraft dagegen kämpfte, die mir meine kindliche Liebe verleiht — Vater, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, wenn es den Reichthum gilt — geben Sie das Vermögen hin, sich Ruhe zu schaffen! Ich weiß, daß ich auch arm glücklich sein werde, wenn Sie den Mann anerkennen, der wie keiner es verdient, Ihr Sohn zu heißen,

Vater, im Namen Gottes und Angesichts dessen, was Sie fürchten, entsagen Sie dem Plane, der mein Leben zerstört. Ihre Tochter hat eine schöne, eine herrliche Zukunft; o freuen Sie sich doch des Glückes, das eine ruhige Existenz und die Zufriedenheit des Gemüths bietet. Ich bin nun einmal, wie ich bin, und tauge nicht in die Kreise, denen Flitter und äußere glänzende Umstände Lebensbedingung sind. Gönnen Sie mir das bescheidene Plätzchen, das ich mir selbst erwählt, und geben Sie mir, statt eines großen Vermögens, Ihren väterlichen Segen mit.

Sie neigte sich, und bedeckte seine zitternde Hand mit Küssen und Thränen.

Der Finanzrath bekämpfte gewaltsam den Anflug von Rührung, der sich in seinen Zügen aussprach. Das Vatergefühl regte sich, aber er durfte ihm nicht Raum gönnen.

— Genug, genug, Louise! rief er aus. Das Leben ist unvollkommen, wohin man blickt — hier giebt es zu viel, dort zu wenig. Es gehört zu den Ausnahmefällen, daß eine Frau sich mit dem Manne ihrer ersten Wahl verbindet.

— Leider ist es so! Wie manches Leben erhält dadurch eine Richtung, die zum Verderben führt. Ich kann mit meiner Neigung nicht wechseln wie mit einem Kleide, das je nach Umständen hervorgesucht und angepaßt wird.

— Louise, Du willst von dem Schicksale ertrotzen, was es Dir verweigert! rief der Banquier ausweichend. Setze nicht Alles bei Seite, bedenke Deinen Vater! Du verzichtest auf Vermögen — auch ich gebe es hin.

— Vater, Vater! rief die Tochter, die einen Hoffnungsschimmer zu erblicken glaubte.

— Doch das genügt nicht, um meine Zukunft, meine Ruhe zu sichern. Ich fordere viel von Dir, Louise, aber es steht auch viel auf dem Spiele. Mädchen, fragte er mit bebender Stimme, willst Du mir nicht durch Bereitwilligkeit entgegenkommen? Willst Du mich so demüthigen, Dir zu bekennen, daß meine Ehre gefährdet ist?

— Ihre Ehre? fragte Louise erbleichend.

— Der Kaufmann geräth in Verhältnisse, die seine Ehre in Frage stellen, je nachdem seine Operationen glücken oder mißlingen. Man hat mich in den Adelsstand erhoben, weil ich glücklich speculirt habe — die Welt mißt mir Verdienste bei, die dem Zufalle gebühren, ich verkenne das nicht; aber, Louise, das Gold deckt einen trügerischen Schleier über den Grund, auf dem sich das Gebäude meines Glücks erhebt. Schon streckt sich die Hand aus, die den Schleier zerreißt — Louise, nimm diese Hand — Feodor von Crusius kann mir einen Sturz bereiten, der Dich mit mir in den Abgrund zieht. Du wirst die Wächterin meiner Ehre, meines Lebens sein.

Eine peinliche Pause trat ein. Der Finanzrath saß mit verschränkten Armen und starrte düster zu Boden. Alle seine Gesichtsmuskeln zuckten wie im Krampfe. Louise konnte an der Wahrheit dessen, was sie gehört hatte, nicht zweifeln; und doch sträubte sich ihr Gefühl, eine Handlung des Vaters anzunehmen, die seine Ehre compromittirte. Sie begriff ganz das Furchtbare der Lage.

— Vater, flüsterte sie, Sie haben stets Alles scharf beurtheilt; vielleicht beurtheilen Sie sich selbst am schärfsten. Sie verdammen Handlungen, die in den Augen Anderer, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch erlaubt erscheinen. Die Begriffe von Ehre sind sehr verschieden . . .

— Aber in diesem Falle müssen sie sich vereinigen! unterbrach sie der Vater, indem er rasch aufstand. Ich habe damals verblendet, unüberlegt gehandelt — es ist geschehen, und Nichts ändert die Sache. Trifft auch mich die Schuld nicht allein . . .

— Wen trifft sie noch?

— Deine selige Mutter.

— Großer Gott!

— Der Reichthum schützt uns nicht vor einer Schmach, die ich nicht überlebe.

— Vater, wir sind bereits mit der Familie Crusius verwandt — sie wird nicht feindselig gegen uns auftreten.

— Sie wird es, glaube mir! Louise, ich habe mich bereits gedemüthigt, indem ich Dir ein Geheimniß mittheilte, das nie an das Tageslicht kommen sollte. Dein alter Vater fleht Dich um Mitleiden an! Zwinge mich nicht, daß ich Dir die Geschichte meiner Verirrung erzähle, ich stehe schon tief genug vor Dir. Denke an die Ehre Deiner verstorbenen Mutter! Denke an Deine, an meine Ehre! Vielleicht bin ich nicht so schuldig; aber die Welt, die mich beneidet, verdammet rücksichtslos. Du zögerst noch, mir eine bestimmte Antwort zu geben? Du hast kein Mitleid mit meiner gräßlichen Qual? Wohlan, so sei eigennützig und fasse nur Deine Zukunft in's Auge: der Doctor Elsner wird sich von Dir abwenden ...

— Nie! nie! rief Louise. Es giebt keine Rücksicht, die ihn bestimmen könnte, seiner Liebe zu entsagen, die heilig und rein ist, wie das Sonnenlicht. Vater, Ihre Tochter hängt mit grenzenloser Zärtlichkeit an Ihnen, sie ist bereit, jedes Opfer zu bringen, um dies darzuthun . . . aber fordern Sie das Einzige nicht, das zu gewähren einer Frau unmöglich ist. Sie haben vergebens Strenge angewendet, um einen Bund zu trennen, der nicht in Ihre Pläne paßt; jetzt wollen Sie die Grundlage meiner Liebe erschüttern, das Vertrauen zu Florian!

Der Finanzrath hatte krampfhaft die Lehne eines

Sessels ergriffen; ein furchtbarer Schmerz sprach sich in seinen Zügen aus, die bleich geworden waren wie der Tod.

— So muß ich auch das Mißtrauen meiner Tochter bekämpfen! murmelte er mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit. Dann erhob er das Haupt und sagte fest: Sieh' klar, sieh' ganz klar . . . Du bist die Tochter eines Erbschleichers!

Nach diesen Worten ging er langsam der Thür zu, als ob er den Anblick seiner niedergeschmetterten Tochter nicht ertragen könne. An der Schwelle blieb er stehen.

— Vater, rief Louise, ihrer kaum noch mächtig, Vater, haben Sie Geduld mit mir!

Der Finanzrath eilte zurück, und küßte bewegt die Stirn seiner Tochter. Dann verließ er hastig das Zimmer. Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als Louise ausrief:

— Ich werde meinen Vater zu schützen wissen!

Zweites Kapitel.

Die Baronin von Stieglitz bewohnte ein kleines Landgut, das kaum eine Stunde von dem Rafssee entfernt lag. Man konnte es füglicher ein Landhaus nennen, denn es bestand nur aus einem freundlichen Wohngebäude, einem Hofe und einem Garten. Die wenigen Ackerstücke hatte die alte Dame, die in Ruhe und Bequemlichkeit leben wollte, an Bauern des Dorfs verpachtet, an dessen äußerster Spitze das Landhaus in einer anmuthigen Umgebung lag. Die Baronin von Stieglitz war die ältere Schwester des verstorbenen Barons Christian von Nieheim. Herr von Crusius hatte eine jüngere Schwester des Verstorbenen zur Frau gehabt, die schon früh dem Bruder in das Grab vorangegangen war. Da die übrigen Glieder der Familie nicht in den Kreis unserer Erzählung gehören, erwähnen wir ihrer weiter nicht.

Wir führen den Leser in das Landhaus zu der Stunde, in der die Bewohnerinnen nach dem Frühstück eine

Promenade durch den Garten machen. Die Baronin war eine Dame von fünfzig Jahren. Sie trug noch Spuren einer frühern Schönheit, wenn auch eine gewisse Härte in ihren Zügen, der Anflug eines weißen Bärtchens über der Oberlippe und eine feine Brille mit blauen Gläsern ihr ein männliches Aussehen verlieh, das durch die schlanke, kräftige Gestalt gehoben wurde. Das starke Haar, ein wenig mit weißem untermischt, umspielte in langen Locken den Kopf, den ein großer Strohhut bedeckte. Ihre Bewegungen waren noch rasch und energisch, wie die einer Frau von dreißig Jahren. Seit lange auf sich selbst angewiesen, führte sie das Regiment im Hause mit Strenge und musterhafter Ordnung. Ihr verstorbener Gatte war Major in der Armee gewesen, und seit dem Tode desselben hatte sie eine bescheidene Wittwenpension genossen, die ihr den Aufenthalt in einer Stadt nicht erlaubte. Das Landhaus war das einzige Erbe, das der lebenslustige Major ihr hinterlassen, nachdem seine Schulden bezahlt waren. Durch die Hinterlassenschaft des Barons von Nieheim war ihr ein Vermögen von dreißigtausend Thalern zugefallen, das sie als die Aussteuer ihrer Tochter in sicheren Papieren angelegt hatte.

Clarissa's, der Tochter der Baronin, erinnert sich der Leser wohl noch; wir führten sie flüchtig auf der Terrasse des Schlosses Nieheim vor, als Feodor von Crusius sich

anschickte, mit seinem Vater dem Commerzienrathe entgegenzureiten. Clarissa war einundzwanzig Jahre alt; schlank und schmächtig gewachsen, fehlte ihr zwar die Fülle der Jugend, aber sie bot nichtsdestoweniger eine liebliche Erscheinung. Ihr Haar war schwarz und glänzend wie Ebenholz, ihr Teint mattweiß, ohne krankhaft zu sein, ihre großen Augen strahlten im reinsten Blau, und ihre zarten Lippen waren frisch und roth. Mutter und Tochter waren gleich gekleidet, sie trugen gelbe Oberröcke mit langen Kragen von leichtem Sommerstoffe. Große Hüte schützten die Gesichter vor der Sonne.

Die beiden Damen gingen im Gespräche langsam durch die Wege, die rechts und links von Zwergobstbäumen eingefaßt waren.

— Mein Schwager, der Herr von Crusius, ist von jeher ein unzuverlässiger, leichtsinniger Mann gewesen, sagte die Mutter in einem fast gereizten Tone. Daß er die alte Närrin geheirathet, zum Scandale der Welt, ist nicht der tollste Streich, den er in seinem Leben verübt hat. Du lieber Himmel, was für eine Ehe mögen diese beiden Menschen führen! Abgesehen von dem Alter, so passen die beiden Charaktere durchaus nicht zusammen. Der Finanzrath von Vollmar, dieser neugebackene Edelmann, soll seine Schwester reich ausgestattet haben. — Da

wir einmal auf das Kapitel vom Heirathen gekommen sind, mein liebes Kind, muß ich Dir eine Nachricht mittheilen, die man mir vor einiger Zeit hinterbracht hat. Man sagt, Feodor werde die Tochter des Finanzrathes heirathen.

Clarissa antwortete nicht, aber ihr Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln.

— Auch das ist ein Werk meines Schwagers, fuhr die Mutter fort. Das Geld spielt eine Hauptrolle in seinem Leben; wie es scheint, will er das ganze Vermögen des Millionärs an sich bringen.

— Ich bedauere Feodor, wenn er sich fügt, Mutter.

— Warum?

— Ich kenne Louise Vollmar näher.

— Wo hast Du sie kennen gelernt?

— In dem Pensionate.

— Ah, dort!

— Sie ist schön, das muß ihr der Neid lassen.

— Ich habe sie auf Nieheim flüchtig gesehen.

— Man sprach schon damals Verschiedenes über das reiche Bürgermädchen . . . wie gesagt, sie tritt in die Fußtapfen ihrer Tante, die früher mit einem leichtsinnigen Advokaten verheirathet gewesen sein soll. Ich erinnere mich noch eines jungen Lehrers, mit dem sie heimlich ein zärtliches Verhältniß unterhielt. Als De=

moiselle Louise die Pension verließ, soll man den Lehrer abgedankt haben. Nun, das Geld ihres Vaters deckt in den Augen des Mannes jede Schwäche zu. Sprechen wir nicht mehr von Feodor, liebe Mutter, ich habe ihn aufgegeben.

— Wie ich meinen Schwager.

— Ich bitte Sie herzlich, liebe Mutter, führen Sie den Vorsatz aus, nach der Residenz zu ziehen. Es ist gut, wenn wir diese Gegend verlassen. Wir besitzen jetzt die Mittel, ein anständiges Haus zu machen; warum sollen wir uns hier auf dem Lande vergraben und wie aus einem Verstecke dem Treiben jener Menschen zusehen, die sich an dem See übermüthig breit machen.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch eines Wagens vernehmen, der jenseits der Gartenhecke vorüberfuhr. Es war dies eine so seltene Erscheinung, daß die Aufmerksamkeit der Damen gefesselt ward. Sie sahen der Staubwolke nach, die sich von dem Boden erhob. Der Wagen hielt vor dem Thore des Landhauses. Man hörte Stimmen ein kurzes Zwiegespräch führen. Gleich darauf eilte eine Magd durch den Garten. Die beiden Frauen gingen ihr rasch entgegen.

— Eine Dame ist ausgestiegen! meldete die Bäuerin.

— Wen sucht sie?

— Die Frau Baronin von Stieglitz.

— Nannte sie ihren Namen?

— Nein; sie läßt um eine Unterredung bitten.

— Führe die Fremde in das Empfangzimmer.

Die Magd entfernte sich.

— Soll ich Sie begleiten, Mutter? fragte Clarissa.

— Nein, setze den Spazirgang fort, ich werde Dich rufen lassen, sobald es Zeit ist.

Die Baronin trat durch eine Seitenthür in das Landhaus. Nachdem sie rasch ihre Toilette gemustert und den Strohhut abgelegt, begab sie sich majestätisch in das Empfangzimmer, wo die angemeldete Dame ihrer wartete. Diese Dame, eine schlanke, schöne Gestalt, war der Baronin völlig unbekannt; sie trug elegante, dunkle Kleider und verrieth in ihrem Benehmen eine feine, gesellige Bildung. Trotz des ergraueten Haares und des bleichen, interessanten Gesichts, ließ sich erkennen, daß sie kaum vierzig Jahre zählte. Ihr großes braunes Auge sah die Herrin vom Hause prüfend an, nachdem sie durch eine graziöse Verneigung gegrüßt hatte. Die Neugierde der Baronin war auf das Höchste gespannt.

— Wer giebt mir die Ehre? fragte sie mit erkünstelter Ruhe.

— Erlauben Sie mir, gnädige Frau — ich setze voraus, daß ich die Frau Baronin von Stieglitz zu begrüßen die Ehre habe . . .

— Ich bin die verwittwete Baronin von Stieglitz.

— Und die ältere Schwester des verstorbenen Barons von Nieheim?

— Dieselbe . . . Franziska von Nieheim.

— So erlauben Sie mir, daß ich mich nenne, wenn Sie die Veranlassung meines Besuchs kennen.

Die Wittwe bot der Fremden einen Sessel an. Beide hatten ihre Plätze eingenommen. Mit der Ruhe und Gewandtheit einer Dame von Welt begann die Fremde:

— Ich bin mit der Hoffnung in diese Gegend gekommen, den Herrn Baron Christian von Nieheim anzutreffen; leider mußte ich hören, daß ihn der Tod abberufen habe.

— Mein Bruder ist vor länger als drei Jahren gestorben. Wer die körperlichen Leiden des Geschiedenen gekannt hat, kann sich nur wundern, daß er so lange der Erde angehörte. Die Welt, und vorzüglich seine Familie, hat in ihm einen braven Mann verloren.

— Dies zu beurtheilen, gnädige Frau, weiß wohl Niemand besser als ich! sagte die Fremde im Tone der Ueberzeugung.

— Sie haben ihn gekannt?

— Ich habe ihn gekannt, und sehr hoch geschätzt! fügte die Fremde bewegt hinzu, indem sie mit ihrem

weißen Batisttuche eine Thräne trocknete. Ihre Züge, gnädige Frau, erinnern mich lebhaft an den theuren Verstorbenen.

— Eine gewisse Familienähnlichkeit läßt sich nicht verkennen.

Die Fremde sah die Baronin mit schmerzlichen Blicken an, als ob sie in der Erinnerung ein trauriges Glück suche.

— Verzeihung, flüsterte sie dann, wenn mich die erste Erregung vergessen läßt, daß ich mich in Geschäften bei Ihnen befinde. Haben Sie Nachsicht mit einer Frau, auf der die Hand des Schicksals schwer lastet.

— Madame, es scheint, als ob Sie einen besonders innigen Antheil an meinem Bruder nähmen . . .

— Ja, ja! Ich habe mehr als einen Grund dazu.

Die Baronin glaubte dem Gespräch eine Wendung geben zu müssen, die zur Befriedigung ihrer Neugierde führte.

— Es wäre vielleicht Manches anders geworden, sagte sie, wenn mein Bruder seinen Tod vorausgesehen hätte.

— Er hat oft davon gesprochen.

— Und doch ist er ohne Testament gestorben.

— Für seine Geschwister, sagte rasch die Fremde.

— Ich wüßte nicht, daß er noch Angehörige hinterlassen hätte.

— Und doch . . .

— Wie? Man hat das Vermögen des Barons getheilt. Auf die Bekanntmachung der Behörden hat sich Jeder gemeldet, der irgend Ansprüche zu haben glaubte. Diese Ansprüche sind geprüft, und wenn richtig befunden, befriedigt worden. Ich verhehle nicht, daß auf diese Weise das schöne Vermögen ungebührlich zersplittert und theilweise in unwürdige Hände gekommen ist. Wenn ich meinem seligen Bruder einen Vorwurf zu machen habe, so ist es der, daß er seiner nächsten Verwandten so wenig gedacht hat.

— O, Sie irren, Sie irren, gnädige Frau! rief lebhaft die Fremde.

Die Wittwe lächelte.

— Ein Irrthum ist wohl nicht möglich, sagte sie; es liegen Thatsachen vor . . .

— Frau Baronin, ich kann versichern, daß Ihr Bruder seine irdischen Angelegenheiten vollkommen geordnet hat. Bis vor wenig Tagen zweifelte auch ich daran, wenn mir auch dieser Zweifel sehr schwer ankam. Es ist ein Testament vorhanden, und dies Ihnen anzuzeigen, ist der Zweck meines Besuchs. Die Nachlaßangelegenheit ist zwar geregelt, aber mit Umgehung des Testamentes.

Die Baronin machte Miene, ihren Platz zu verlassen.

— Madame, rief sie ernst, Sie sprechen mit einer verletzenden Sicherheit . . .!

— Aber nicht in Bezug auf Ihre Person, gnädige Frau, denn auch Sie haben unter dem Betruge gelitten, der von irgend einer Seite her verübt ist. Man hat den letzten Willen des Verstorbenen unterschlagen, um, wie es scheint, eine allgemeine Theilung herbeizuführen, die unterblieben, wenn das Testament zur Vollstreckung gekommen wäre. Sie sprachen vorhin davon, das Vermögen sei in unwürdige Hände gerathen . . . dem hat der selige Baron ohne Zweifel vorbeugen wollen.

— Kennen Sie den Inhalt des Testamentes?

— Ja.

— Wies ist das möglich?

— Weil ich ein Duplicat davon besitze.

— Sie, Madame, Sie? fragte erstaunt die Baronin.

— Ohne Zweifel. Ich wende mich an Sie, weil Sie darin mit einer großen Summe bedacht sind. Es ist wohl nicht schwer zu folgern, daß ich Sie zu den Bevortheilten zählen muß.

Frau von Stieglitz sah die Fremde mit prüfenden Blicken an. Das bleiche Gesicht derselben drückte eine schmerzliche Aufregung aus; es lag überhaupt eine so ehrliche Offenheit darin, daß jeder anfkeimende Verdacht verscheucht werden mußte. Die strenge Dame konnte es

nicht über sich gewinnen, eine Unterhaltung abzubrechen, die sie Anfangs für eine Mystification gehalten hatte.

— Madame, fuhr die Baronin nach einer Pause fort, wenn mein Bruder ein Testament hinterlassen, wie Sie sagen, so begreife ich nicht, warum es bis zu diesem Augenblicke verborgen geblieben ist. Ich wiederhole, daß ich ihm seine Sorglosigkeit zum Vorwurfe mache; aber ich traue ihm zu, daß er ein so wichtiges Document, wenn es einmal vorhanden, an sicherer Stätte würde deponirt haben. Zugestanden nun, daß in dieser Beziehung ein Versehen oder ein Betrug stattfindet — wie kommt es, daß Sie, die Inhaberin, erst jetzt auftreten, wo eine Restituirung unmöglich ist? Wie kommt es, frage ich, daß Sie, eine Fremde, ein so überaus wichtiges Document besitzen? Und wie kommt es endlich, daß Sie bis vor wenig Tagen daran zweifelten, mein Bruder habe seine irdischen Angelegenheiten geordnet? Ich erinnere mich doch recht, daß Sie sich so ausdrückten?

Die bleiche Dame neigte zustimmend ihr Haupt.

— Es wäre thöricht, von Ihnen ein unbedingtes Eingehen auf eine Sache zu fordern, die auf den ersten Blick den Stempel der Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht gar der Mystification trägt. Mich leitet nicht etwa der Gedanke, Sie durch die Aussicht auf eine Vermehrung Ihres Erbantheils bestimmen zu wollen, gegen Glieder

Ihrer Familie aufzutreten; wohl aber das Vertrauen zu Ihnen, die Interessen der Kinder Ihres Bruders zu wahren.

— Der Kinder meines Bruders? rief erstaunt die Baronin.

— Ja!

— Mein Bruder ist nie verheirathet gewesen.

— Ich versichere, daß er eine rechtmäßige Frau hinterlassen hat.

— Madame, Sie theilen mir Dinge mit . . .

— Die ich bewahrheiten muß, wenn Sie nicht in das Reich der Mährchen verwiesen werden sollen. Lesen Sie diesen Brief, der an Sie gerichtet ist.

Die Fremde nahm ein Papier aus ihrem Portefeuille und überreichte es der Baronin, die Siegel und Adresse sorgfältig prüfte. Ihr Staunen verrieth, daß Beides echt war. Sie öffnete den Brief, ohne das Siegel zu verletzen und las.

— Himmel, flüsterte sie, darf ich denn meinen Augen trauen? Das ist seine Handschrift — er empfiehlt mir seine Frau und seine Kinder und erinnert mich dabei an einen Umstand, den außer ihm und mir Niemand wissen kann. Seltsam! Aber warum hat er mir dieses Geheimniß nicht mündlich anvertraut? Ich habe ihn kurz vor seinem Tode gesprochen . . . Den Brief muß

ich als echt anerkennen. Mein Bruder schreibt darin, daß die Ueberbringerin seine rechtmäßige Gattin und die Tochter des Marchese Palavicini sei. Großer Gott — demnach wären Sie . . .

— Eine Baronin von Nieheim!

— Und Ihre Kinder?

— Meine Tochter begleitet mich; das Schicksal meines Sohnes ist mir unbekannt.

Beide Frauen hatten sich erhoben. In den Augen der Wittwe des Barons von Nieheim erschienen Thränen, als Frau von Stieglitz unentschlossen vor ihr stand.

— Mißtrauen Sie mir noch? fragte sie mit bebender Stimme. Wohl mögen Sie den Zusammenhang der Dinge sich nicht erklären können, und darum wollte ich mich erst später nennen; aber Sie flößten mir ein Zutrauen ein, daß ich Ihnen nicht länger meinen Stand verschweigen konnte.

— Ich glaube Ihnen und heiße Sie willkommen! sagte rasch die Baronin. Mögen unsere Beziehungen vor der Hand Geheimniß bleiben, es ist in Ihrem Interesse gut. Eine Ahnung sagt mir, daß ein heilloser Betrug verübt ist. Weiß Ihre Tochter . . .?

— Nein.

— Schweigen wir, auch meine Tochter darf noch Nichts erfahren. Erholen Sie sich von der Reise und

stellen Sie mir das Kind meines Bruders vor. Später werden Sie die Güte haben, mir Aufklärungen zu geben, die mich in den Stand setzen, Ihnen nützlich zu sein. Unter welchem Namen reisen Sie?

— Unter dem Namen einer Frau Bertram.

— Führen Sie ihn so lange, bis Sie ohne Nachtheil den Ihres Gatten nennen dürfen.

Die Baronin hatte nie mit ihrem Schwager, dem Herrn von Crusius, in einem besonders freundschaftlichen Verhältnisse gelebt; wenn sie ihre Abneigung unterdrückt, so war es aus Rücksicht auf den Heirathsplan geschehen, den ihre Eitelkeit und ihre Liebe zu Clarissa erschaffen hatten. Die Zurücksetzung, die sie trotz einer Annäherung erfahren, und die Heirath mit der bürgerlichen Therese hatten den alten Groll in neuer Kraft heraufbeschworen, und jetzt bot sich ohne Zweifel eine Gelegenheit, den perfiden Schwager, der schon an seiner verstorbenen Gattin gesündigt, zu züchtigen. Der Gedanke, daß Crusius einen Betrug verübt, hatte längst in ihr gelebt. Man kann sich nicht wundern, wenn die alte Dame mit dem starren Charakter sich nun der Marchese anschloß, um ihren Feind zu züchtigen, denn Herr von Crusius war ihr ärgster Feind geworden. Sie wußte sich zu beherrschen, und unter dem Scheine, für die Kinder ihres Bruders zu sorgen, fröhnte sie ihrer Rache, obgleich sie

noch schlagendere Beweise von der Ehe ihres verstorbenen Bruders forderte, als den Brief, der ihr Gattin und Kinder empfahl. Clarissa war ihr Alles, und da sie wußte, daß ihre Tochter den hübschen Vetter gern sah, fühlte sie sich durch die Zurücksetzung doppelt gekränkt.

Die Marchese stellte nun der Baronin ihre Tochter vor. Adele, ein reizendes Geschöpf, zählte neunzehn Jahre, stand also in demselben Alter wie Clarissa. Das junge Mädchen hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Vater. Fröhlichkeit und Unbefangenheit der Jugend sprachen sich in ihren schönen, regelmäßigen Zügen aus. Ihr Haar war schwarz und glänzend wie Ebenholz, während ihre Augen im lichten Blau erglänzten. Ihr Teint, weiß wie Alabaster, schien durchsichtig zu sein. Ihr Wuchs war schlank und edel, wie der der Mutter.

Nach den ersten Begrüßungen führte man ein gleichgültiges Gespräch, nahm in der Gartenlaube ein Frühstück ein und traf Vorbereitungen, den Tag angenehm zu verbringen. Clarissa und Adele traten einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Wäldchen an. Die beiden Frauen zogen sich in ein Zimmer des Landhauses zurück, von dessen Fenster aus man die Thürme des Schlosses Nieheim und die Gebäude der Papierfabrik erblicken konnte.

Die Baronin hatte nun Gelegenheit gehabt, die

Marchese, wir wollen sie noch so nennen, näher zu beobachten, und sie konnte sich einer Zuneigung zu ihr nicht erwehren, die ihr offenes und ehrbares Wesen erweckte. Das von Kummer zeitig ergrauete Haar, die schmerzlichen Blicke des großen Auges und die zahlreichen Furchen in dem bleichen Antlitze forderten zum Mitleide auf. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Dame nicht nur durch äußere Zeichen, sondern auch mit dem Herzen einen schweren Verlust betrauerte, daß sie ein bewegtes, kummervolles Leben hinter sich hatte.

— Erlauben Sie mir, gnädige Frau, begann sie das Gespräch, daß ich Ihnen nun die Ereignisse aus meiner Vergangenheit mittheile, die auf unser verwandtliches Verhältniß Bezug haben. Sie sehen mich heute zum ersten Male, und ich finde es natürlich, wenn Sie eine gewisse Zurückgezogenheit beobachten, vielleicht Mißtrauen hegen; aber so seltsam auch die Verschlingung der einzelnen Begebenheit erscheinen mag, sie sind doch wahr, und ich kann sie größtentheils sicher documentiren.

— Mein seliger Bruder, antwortete artig die Baronin, war zwar ein Sonderling; aber ich glaube doch beurtheilen zu können, ob die Handlungen, die Sie mir mittheilen werden, seinem Charakter entsprechen oder nicht. Sie sehen, ich bin offen, und darum offen, weil ich von Herzen wünsche, Ihnen nützlich sein zu können.

Drittes Kapitel.

Die Marchese verneigte sich, und begann:

— Mein Vater, der Marchese Palavicini, pflegte den Sommer in Genf, den Winter in Florenz und Neapel zu verleben. Meine Mutter ist so früh gestorben, daß ich sie nicht mehr gekannt habe. Ich, die einzige Tochter, begleitete den Vater auf allen Reisen. Unser Vermögen war bedeutend genug, daß wir ein unabhängiges Leben führen konnten. In dem ersten Pensionate Genf's erhielt ich eine meinem Stande angemessene Erziehung. Bei meinem Austritte aus der Pension gab man mir eine Deutsche als Gesellschafterin, eine kenntnißreiche und dabei fromme Frau, die mich bald wie eine Mutter liebte. Mein Vater schenkte ihr ein so großes Vertrauen, daß er oft Monate lang verreis'te, und mich der Obhut der Frau Bertram sorglos überließ.

— Frau Bertram? fragte überrascht die Baronin.

— Ja; so viel ich weiß, stammte sie aus Hamburg

und war meinem Vater empfohlen, der eine gebildete, zuverlässige Deutsche suchte, von der ich die deutsche Sprache vollständig erlernen könnte. Meine Gesellschafterin war eine gute, liebenswürdige Frau und mochte damals gegen fünfzig Jahre zählen; daß sie sich zu der katholischen Kirche bekannte, war meinem Vater, einem eifrigen Katholiken, ein Grund mehr, ihr unbedingtes Vertrauen zu schenken. Trotz der Altersverschiedenheit entspann sich bald zwischen uns eine innige Freundschaft, und ich segnete das Schicksal, das mir diese Frau zugeführt hatte. Wer uns nicht näher kannte, mußte uns für Mutter und Tochter halten. Frau Bertram war einmal schön gewesen, ungeachtet ihres greisen Haares erregte sie ein lebhaftes Interesse, und ihre gesellige und wissenschaftliche Bildung machten sie in hohem Grade liebenswürdig. Es ist nicht zu leugnen, daß sie auf mein Gemüth und auf meinen Charakter einen wesentlichen Einfluß ausübte. Wie ich später erfuhr, war sie durch eine unglückliche Liebe in die Laufbahn gedrängt, die sie verfolgte; sie pries sich glücklich, in unsere Familie eingetreten zu sein und eine Stellung einzunehmen, die ihr Ruhe und Sorglosigkeit sicherte. Genf ist vorzüglich im Sommer der Sammelplatz der Reichen aller Nationen, und wie kein Ort der Welt bietet es eine Mannigfaltigkeit der Zerstreuungen, die den Aufenthalt sehr an-

genehm machen. Unser Landhaus lag malerisch am See und vereinigte Luxus und Bequemlichkeit. Mein Vater hegte eine besondere Vorliebe für Genf, aus diesem Grunde hatte er sich hier angekauft und eingerichtet. Die Zeit, die ihm seine häufigen Reisen, deren Zweck ich nie erfahren habe, ließen, verbrachte er an den reizenden Ufern des Genfer See's. Sie verzeihen, wenn ich aller dieser Umstände erwähne, aber sie sind zur Erklärung mancher Einzelheiten nöthig.

— Fahren Sie fort, ich bitte, fahren Sie fort! sagte eifrig die Baronin.

— Wir empfingen nur einen Hausfreund, den Abbé Diderot, einen französischen Geistlichen, der als Pfarrer an der kleinen katholischen Kirche fungirte. Der Abbé war zugleich der Beichtvater meines Vaters, und als solcher besaß er eine große Macht über ihn, die er aber stets nur zu guten Zwecken anwendete. Frau Bertram schien er in sein Herz geschlossen zu haben, denn er protegirte sie bei allen Gelegenheiten und suchte ihre Unterhaltung. Ich schreibe dem Einflusse des Geistlichen das unbeschränkte Vertrauen zu, das mein Vater in Frau Bertram setzte. Um jene glückliche Zeit zählte ich neunzehn Jahre. Kein Kummer, keine Sorge trübte das Glück meines jungen Lebens. Der Abbé war mir ein väterlicher Freund, die Gesellschafterin war mir eine

mütterliche Freundin, ja die Mutter selbst, und ihr verdanke ich vorzüglich, daß ich mich heute in deutscher Sprache mit Ihnen unterhalten kann. Der Abschied im Herbste von Genf fiel uns allen schwer; die Ankunft im Frühlinge war stets ein Freudenfest. Wir befanden uns in Genf, als mein Vater eine Reise nach Paris antreten mußte, von der er voraussichtlich erst im Herbste zurückkehren konnte. Umstände veranlaßten ihn, mich von seiner Begleitung auszuschließen. Ich war nicht böse darüber, da ich dem Aufenthalte in der Villa den Vorzug gab. Während der Abwesenheit meines Vaters setzte der Geistliche seine Besuche regelmäßig fort. Gegen Ende des Juli wandelte uns die Lust an, eine Reise in das benachbarte Chamouni-Thal zu machen, dessen romantische Schönheiten sehr gerühmt wurden. Ohne Zustimmung des Abbé wollten wir jedoch Nichts unternehmen. Wir theilten ihm den Plan mit. Wie groß war unsere Freude, als er ihn nicht nur billigte, sondern auch Lust zeigte, uns zu begleiten. Es war nicht schwer, ihn zu bestimmen, sich uns anzuschließen. Wir trafen unsere Vorbereitungen und setzten den Tag zur Abreise fest. An einem schönen Morgen verließen wir, auf guten Maulthieren reitend, Genf. Ein rüstiger, der Gegend kundiger Führer schritt voran. Ich übergehe die ersten Tage der herrlichen Reise und erzähle Ihnen die Erleb-

nisse, die auf mein Schicksal einen so großen Einfluß ausgeübt haben.

Das Glück, das uns bisher begünstigt, erhöhete unsere Reiselust und machte uns kühn: wir wollten auch den berühmten Col d'Anterne besuchen. Es ist dies eine enge Schlucht, die zwischen den Bergkuppen der Fiz und dem Fuße des Berges Buet eingeklemmt liegt. Der Weg dahin ist sehr beschwerlich, aber das Ziel ein lohnendes. Unser Führer, der nicht genau bekannt in jener Gegend war, rieth ab; wir aber bestanden darauf, zumal da eine Gesellschaft Engländer desselben Wegs zog.

Wir erreichten die Höhe. Der Abbé war entzückt über die wildromantische Natur; von Zeit zu Zeit hielt er an, um einzelne Felsgruppirungen und Klüfte zu betrachten.

„Wir müssen eilen! rief der Führer.

„Warum?

„Der Himmel umzieht sich; wenn uns das Wetter in den Schneefeldern überrascht, haben wir mit Gefahren zu kämpfen. Ich kenne den Col d'Anterne aus meiner Kindheit her.

Der Abbé, der ein Reisehandbuch bei sich führte, war der Meinung, es seien in dieser Höhe keine Schneefelder vorhanden; wenn wir auf dem rechten Wege wären, müßten wir bald Mont erreichen, ein Dorf mit einem guten Wirthshause.

Bald jedoch zogen schwere Wolken heran und ein dichter Nebel hüllte die Bergspitzen ein. Ein starker Wind erhob sich und wirbelte Staub aus den Schluchten und Höhlen empor. Es trat plötzlich eine atmosphärische Veränderung ein, die mich mit Furcht erfüllte. Der Führer trieb die Maulthiere zur Eile an. Nach einer Viertelstunde hatten wir die letzten Zeichen des Naturlebens hinter uns. Zu beiden Seiten erhoben sich senkrechte Felsenwände, vor uns lag eine weiße Schneefläche, die eine empfindliche Kälte verbreitete.

„Wir haben den rechten Weg verfehlt! rief der Abbé.

„Nur vorwärts, wir werden bald auf die andere Seite des Berges kommen! rief der Führer.

Die mühselige Reise ward also fortgesetzt. Unsere Maulthiere gingen langsam, da sie tief in den Schnee eindrangen. Endlich war an ein Fortkommen nicht mehr zu denken, wir beschlossen umzukehren. Der Wind hatte sich in einen heftigen Sturm verwandelt, der uns nun entgegentobte. Plötzlich öffneten sich drei Schluchten vor uns. Welche davon sollten wir wählen? Keiner wußte und erkannte den Weg, den wir gekommen waren. Unsere Thiere waren so erschöpft, daß sie zusammenbrachen. Wir mußten absteigen. Der Schnee lag sehr tief. Ueber uns zog ein furchtbares Wetter dahin. Die Noth war so groß, daß wir laut beteten. Da standen plötz=

lich zwei Männer vor uns, die uns ihre Hülfe anboten. Der jüngere von ihnen, der sich zu mir wandte, erschien mir wie ein vom Himmel gesandter Engel. Sein langes Haar umflatterte ein schönes bleiches Gesicht, das Muth und Entschlossenheit verrieth.

„Gehen Sie nicht weiter, rief er aus; noch zehn Schritte, und Sie versinken in einen Abgrund.

Erschöpfung und Schrecken beraubten mich der Besinnung — als ich das Bewußtsein wiedererhielt, befand ich mich auf den Armen eines Mannes, der rüstig durch den Schnee schritt. Bald kamen wir in einer Schlucht an, wo der Schnee aufhörte und der Wind uns nicht erreichen konnte. Der junge Mann setzte mich sanft auf einen Felsblock.

„Wo sind meine Begleiter? fragte ich.

„Fürchten Sie Nichts, sie kommen.

„Mein Herr, wie soll ich Ihnen danken . . .

„Danken Sie dem Himmel, der mich Ihnen entgegenführte.

„Ohne Sie hätte mich ein schrecklicher Tod ereilt.

„Wohl möglich, denn Sie waren auf dem besten Wege zu der tiefsten aller Schluchten. Ich halte mich schon seit einigen Tagen hier auf und kenne die Gegend. Dort kommen Ihre Begleiter, mein Diener führt sie.

Hinter einem Felsen hervor trat der Diener des jungen

Mannes; er trug Frau Bertram auf seinen Armen. Der arme Abbé schleppte sich mühselig hinterher. Ihm folgte der Führer mit den Maulthieren. Bald befanden wir uns Alle an dem schützenden Orte. Der Abbé war außer sich, als ich ihm die Nähe der Gefahr mittheilte, der wir entronnen waren. Thränen des Dankes standen in seinen Augen, als er den jungen Mann umarmte, der uns nun erzählte, daß er von den Engländern gehört habe, eine Gesellschaft Reisender müsse den rechten Weg verfehlt haben, und er sei auf diese Nachricht hin herbeigeeilt, um zu warnen.

„Wer sind Sie, mein junger Freund? fragte der Abbé. Nennen Sie mir Ihren Stand und Ihren Namen, daß ich ihn mir für immer merke.

„Ich bin ein deutscher Edelmann, und nenne mich Christian von Nieheim, war die Antwort.

„Wohin gehen Sie?

„Ueber Mont nach Genf, wo ich den Rest des Sommers zu bleiben gedenke.

„Wir reisen zusammen! rief der Abbé. Ich muß meinen Lebensretter näher kennen lernen.

Wagte ich diesen Wunsch auch nicht auszusprechen, so hegte ich ihn doch in der Tiefe meines Herzens, denn der blasse junge Mann mit dem seelenvollen Auge, mein Lebensretter, hatte in mir ein unbeschreibliches Interesse

rege gemacht. Frau Bertram war halb ohnmächtig von der erlittenen Angst und vor Erschöpfung; sie zitterte am ganzen Körper und begann plötzlich zu weinen, wie ein Kind. Nach und nach beruhigte sie sich und erholte sich so weit, daß wir den Rückweg antreten konnten. Der junge Edelmannn führte den Zug. Unser Abbé unterhielt sich mit ihm in französischer Sprache. Gegen Abend kamen wir in Mont an. Wir trennten uns zeitig, da wir der Ruhe bedurften. Frau Bertram war wie umgewandelt, sie äußerte eine lebhafte Freude über das Zusammentreffen mit einem deutschen Landsmann und sprach mit einer wahren Begeisterung von ihm. Ich hielt dies für sehr natürlich, und stimmte herzlich mit ein. Am folgenden Morgen sprach auch der Abbé seine Bewunderung aus und rühmte den Herrn von Nieheim als einen kenntnißreichen, für die Schönheiten der Natur sehr empfänglichen Mann, der eine überaus feine Bildung genossen habe. Alles dies trug dazu bei, den Werth des Fremden in meinen Augen zu erhöhen. Während der Reise bezeigte er mir zwar keine besondere Aufmerksamkeit, aber es entging mir nicht, daß seine Blicke auf mir ruheten, sobald er glaubte, daß ich ihn nicht beobachtete. Wir kamen glücklich in Genf an. Die Reise hatte mich völlig umgewandelt; ich befand mich in einer Gemüthsstimmung, die ich bis dahin nicht gekannt. Ich

unterlasse die nähere Bezeichnung derselben und berichte nur, daß ich meinen Lebensretter innig liebte, liebte mit der ganzen Kraft einer jugendlichen Schwärmerei.

Der junge Baron wohnte in einem der ersten Hotels der Stadt. Der Abbé, mit dem er Freundschaft geschlossen, führte ihn in unser Landhaus. Ich war entzückt, als ich ihn wiedersah; er hatte sich zwar sorgfältiger gekleidet, aber nicht mit jener Eitelkeit, die dem Manne übel ansteht, er glich vielmehr einem Künstler, einem Gelehrten, für den die Mode nicht existirt. Alles an ihm erschien mir reizend, originell. Der Abbé schwärmte für ihn, Frau Bertram war stumme Bewunderung. So gestaltete sich ein eigenthümliches Verhältniß. Der junge Mann kam stets nur in Begleitung des Geistlichen, als ob er fürchtete, die Decenz zu verletzen. Der Abbé führte ihn uns fast täglich zu, es schien, als ob er nur in seiner Gesellschaft ausginge und sich die Zerstreuung seines jungen Freundes zur Aufgabe gestellt habe.

Es verfloß ein Monat. Wir hatten uns nie allein gesehen oder gesprochen; aber das fühlte ich, daß eine geheime Beziehung zwischen uns stattfand. Unsere Liebe glich einer Knospe, die des ersten Sonnenstrahls zur völligen Entfaltung wartet. Dieser Sonnenstrahl blieb nicht lange aus. Eines Tages erfuhr ich, daß der

Abbé krank sei. Diese Nachricht berührte mich doppelt schmerzlich, denn ich schätzte den guten Geistlichen und fürchtete zugleich, daß der Baron nun seine Besuche einstellen würde. Die darauf folgende Zeit verlebte ich in einer namenlosen Herzenspein, und erst jetzt begriff ich, wie unendlich theuer mir der junge Deutsche war. Frau Bertram, die sonst so aufmerksame Gesellschafterin, schien meine Betrübniß nicht wahrzunehmen. Ich ließ mich nach dem Abbé erkundigen; er war ernstlich krank und mußte das Bett hüten. Wie lange konnte es noch dauern, ehe er im Stande sein würde, mir den geliebten Mann zuzuführen? Um meine Pein zu erhöhen, traf ein Brief meines Vaters ein; er befahl mir, zu Ende des September nach Paris zu kommen, wo wir den nächsten Winter verleben würden. Die Abreise mußte also in acht Tagen stattfinden. Ich war trostlos. Durfte ich es wagen, Jemandem meinen Kummer zu vertrauen? Eine bange Schüchternheit hielt mich davon ab. Es war gegen Abend, als mir Frau Bertram einen Spazirgang durch den Garten vorschlug. Ich folgte willig. Wir kamen an das Ufer des See's. In kurzer Entfernung bewegte sich ein Boot, und in diesem Boote erkannte ich die Gestalt eines Mannes.

„Unser Reisegefährte! rief Frau Betram, die schärfer sehen mußte, als ich.

„Sie erkennen ihn?

„Ganz deutlich. Er fährt nicht zum ersten Mal hier vorüber.

Ich suchte zitternd seine Züge zu erkennen, aber die Dämmerung hinderte mich mehr zu unterscheiden, als daß der Kahn sich ganz langsam bewegte.

„Es bietet sich eine günstige Gelegenheit, fuhr Frau Bertram fort.

„Wozu? fragte ich erschreckt.

„Abschied von unserm Lebensretter zu nehmen. Der Herr Abbé liegt noch immer sehr krank.

„Wie wollen Sie ihm unsere Absicht zu erkennen geben?

„Das wird nicht schwer sein.

Frau Bertram schwang ein weißes Tuch.

„Himmel, was beginnen Sie?

Mir blieb Nichts, als ruhig zu warten. Der Kahn näherte sich rasch der Uferstelle, wo wir standen. Fünf Minuten später trat der junge Baron an das Land. Er grüßte mit einer Verwirrung, die ich sonst nie an ihm wahrgenommen. Meine Gesellschafterin theilte ihm unsere bevorstehende Abreise mit.

„Ich habe schon davon gehört, gab er zur Antwort.

„Von wem?

„Von dem Herrn Abbé, den ich täglich besuche. Ich

preise den Zufall, der mich Ihnen noch einmal entgegenführt. Mir geht es wie Ihnen, auch ich muß reisen.

„Wohin?

„Nach Deutschland. Mein kranker Vater macht es mir zur Pflicht, die Abreise zu beschleunigen.

Dieser Abend entschied über mein ganzes Leben. Frau Bertram hatte sich, wie ich später erfuhr, absichtlich entfernt, wir blieben allein, und es kam zu gegenseitigen Erklärungen. Ich erhielt Gewißheit, daß der Baron lange schon mich liebte, und ich nahm keinen Anstand, ihm den Eindruck zu entdecken, den sein erstes Erscheinen auf mich ausgeübt. Ach, wir verlebten selige Stunden! Die Welt um uns her lag nicht mehr in unserm Bereiche; der Hindernisse, welche die Zukunft bringen konnte, gedachten wir nicht, das Ziel des gegenseitigen Besitzes hielten wir für gewiß und leicht erreichbar. Außer der bevorstehenden Trennung gab es Nichts, das uns erschreckte. Wir sahen uns den folgenden Abend zum zweiten Male.

„Weiß der Abbé um unsere Liebe? fragte ich den Baron.

„Ja. Ich selbst habe sie ihm entdeckt.

Das war mir eine große Erleichterung.

„Wie nahm er die Entdeckung auf? fuhr ich fort.

„Er freuet sich darüber, daß das Glück meines Lebens

eine Folge der Handlung ist, die ihm das Leben rettete. Was an ihm ist, wird er thun, um uns nützlich zu sein.

„Der Abbé ist ein wahrhaft edler Mann! rief ich aus. Seine Mitwissenschaft heiliget unsere Liebe. Er vermag viel über meinen Vater, und darum wird uns von dieser Seite kein Hinderniß drohen, das unbesiegbar wäre.

Der bittere Augenbick der Trennung kam. Wir schworen uns ewige Treue, versprachen uns zu schreiben und im nächsten Frühlinge in Genf wieder zu treffen. Der Baron reiste nach Deutschland, um dem Wunsche seines kranken Vaters zu genügen. Am Abende vor meiner Abreise nach Paris machte ich dem Abbé einen Besuch.

Der Hauptgegenstand unseres Gesprächs war natürlich der Baron von Nieheim. Hätte es noch einer Kräftigung meiner Liebe bedurft, so würde ich sie aus den überschwänglich freundlichen Gesinnungen geschöpft haben, die der geistliche Herr für den jungen Mann hegte. Er versprach, meinen Vater nach und nach vorzubereiten, daß er unsern Bund segne. Eine italienische Marchesa, meinte er lächelnd, könne wohl einem deutschen Barone, der überdies der Erbe eines großen Vermögens sei, die Hand reichen.

So reiste ich denn mit Frau Bertram nach der französischen Hauptstadt, wo ich von meinem Vater liebevoll

empfangen wurde. Das Geheimniß meines Herzens verschwieg ich ihm, wie mir der Abbé gerathen hatte. Der Geliebte hielt Wort: er schrieb und ich antwortete ihm. Seine Briefe waren der reinste Ausdruck seines treuen Herzens, seiner unveränderlichen Neigung. Ich bewahre sie heute noch wie kostbare Reliquien. Frau Bertram war die verschwiegene Zeugin meines Glücks; ste besorgte unsere Briefe. Das große Leben in Paris würde für mich mehr Reiz gehabt haben, wenn ich es mit dem Geliebten hätte theilen können. Die Auszeichnungen, die man mir erwies, wurden mir lästig, ich sehnte mich nach Einsamkeit, um des fernen Freundes zu gedenken.

Eines Abends saß ich mit Frau Bertram am Kamine. Wir sprachen von dem Baron. Meine Gesellschafterin erzählte mir viel von dem deutschen Adel und sprach mit großer Vorliebe von der Familie des Barons, in deren Schooße ich sehr glücklich sein würde. Sie nannte mir alle Glieder derselben. Ich drückte meine freudige Verwunderung darüber aus.

„Dem Baron habe ich eine Ueberraschung vorbehalten, sagte sie.

„Darf ich sie wissen?

„Wenn Sie nicht voreilig plaudern wollen.

„Das verspreche ich Ihnen.

„Ihre Hand, Signora.

„Hier ist sie.

„Nun merken Sie auf.

Frau Bertram zog ein kleines in Gold gefaßtes Medaillon hervor, das Sie an einer Schnur auf dem Busen trug. Sie zeigte es mir. Ich sah einen reizenden Knabenkopf mit langen braunen Locken.

„Erkennen Sie ihn, Signora? fragte sie.

Die Kindeszüge erinnerten mich so lebhaft an den Baron, daß ich unwillkürlich seinen Namen ausrief.

„Die Liebe hat einen scharfen Blick, antwortete lächelnd Frau Bertram.

Dann öffnete sie die Goldplatte auf der Rückseite, und ich las die Namen: „Christian von Nieheim."

„Dieses Medaillon habe ich für Sie bestimmt, sagte die gute Frau. Nehmen Sie es und erfreuen Sie sich in einsamen Stunden daran. Ich gebe es Ihnen gern.

„Das schönste Geschenk, das Sie mir machen können! rief ich aus, und drückte das Bildchen an meine Lippen. Aber wie kommt dieses Kleinod in Ihre Hände?

„Ich sagte Ihnen von einer Ueberraschung für den Baron?

„Ganz recht.

„Er steht mir näher, als Sie glauben.

„Sie spannen mich auf die Folter, Frau Bertram. Reden Sie doch endlich!

„Wenn ich ihn im nächsten Frühlinge in Genf wiedersehe, werde ich ihm sagen: Herr Baron, die arme Frau Bertram hat ein Recht auf Ihre besondere Zuneigung, denn sie hat Sie in Ihrer zarten Kindheit gepflegt, ist Ihre Amme gewesen. Erklären Sie sich nun, wie ich zu dem Bilde gekommen bin?

Mit einem Freudenschrei schloß ich die selig lächelnde Alte in meine Arme.

„Der Baron, fuhr sie fort, hat an dem Tage seine Mutter verloren, an dem er das Licht der Welt erblickte. Ich ersetzte ihre Stelle, bis das Kind fünf Jahre alt war — und wie auf dem Bilde hat es damals ausgesehen.

Die Marchesa zog das Medaillon aus ihrem Busen und überreichte es der Baronin. Die Züge der alten Dame verfinsterten sich, als sie das sauber auf Elfenbein gemalte Gesichtchen betrachtete.

— Ich kenne dieses Medaillon, flüsterte sie.

— Also ist es echt?

— Ohne Zweifel. Doch fahren Sie fort.

„Nun fragte ich, warum sie die Familie verlassen habe, an die sie doch durch so innige Bande geknüpft sei; sie sprach von Familienverhältnissen und von einem Hofmeister, den man dem Knaben gegeben habe. Mehr konnte ich damals nicht erfahren; nur das fügte meine

Gesellschafterin noch hinzu, daß sie auf dem Col d'Anterne nicht vor Erschöpfung und Angst fast ohnmächtig geworden sei, sondern vor freudigem Schreck, als sie den Namen unsers Retters gehört habe. Auf die Frage, warum sie sich ihm nicht entdeckt, antwortete sie, daß sie ihn erst näher habe kennen lernen wollen. Alle diese Zufälligkeiten, die meine innige Neigung begünstigten, versetzten mich in einen wahren Wonnerausch, der nur durch den Gedanken an meinen Vater beeinträchtigt ward. Konnte ich wissen, ob er nicht bei seinen ausgebreiteten Verbindungen bereits einen Plan rücksichtlich meiner Verheirathung entworfen hatte? Konnte ihm, der mit Leib und Seele an Italien hing, die Verbindung mit einem deutschen Edelmann nicht zuwider sein? Frau Bertram suchte meine Bedenken durch tausend Gründe zu heben und stützte sich dabei vorzüglich auf den Abbé, der ganz Verehrung und Dankbarkeit für seinen Lebensretter sei.

Um diese Zeit bemerkte ich an meinem Vater eine eigene Gemüthsstimmung; seine Zärtlichkeit gegen mich war eine schmerzliche, und wenn er mich früher auf Bälle und in Theater geführt, so mußte ich ihn jetzt täglich zur Messe begleiten. Es wäre mir diese Veränderung vielleicht nicht aufgefallen, wenn ich in meinen Befürchtungen nicht Alles genau beobachtet hätte. Das

zurückgezogene Leben behagte mir indeß, und ich nahm die Dinge nicht ernst.

Im Frühlinge reisten wir nach Genf zurück. Der Abbé empfing uns in dem Landhause am See, das unter der Obhut eines alten Kastellans stand. Ehe er sich mit meinem Vater in ein Zimmer zurückzog, flüsterte er mir zu:

„Gehen Sie in den Garten.

„Warum? fragte ich erschreckt.

Der Geistliche lächelte.

„Errathen Sie es nicht? Regt sich keine Ahnung?

„Mein Gott, sollte er schon eingetroffen sein?

„Ah, die kleine Heuchlerin! Gehen Sie, gehen Sie, der arme Mann verschmachtet; er ist schon vor acht Tagen eingetroffen.

„Jetzt befindet sich mein Vater in dem Landhause...

„Bewahren Sie Ihr süßes Geheimniß, mein liebes Kind, ich werde Ihren Vater vorbereiten. Auf Frau Bertram können Sie zählen, sie ist eine verschwiegene Person. Trösten Sie Ihren Freund, aber kehren Sie in einer Stunde zurück, denn länger kann ich eine Verantwortung nicht übernehmen.

Demnach hatte der geistliche Herr sich auf unsere Seite gestellt. Er gab mir seinen Segen, und ich eilte in den Garten, wo ich den Baron in der Laube am See

traf. Nach den ersten leidenschaftlichen Begrüßungen trat ein ruhiges Gespräch ein. Wir saßen Arm in Arm auf der Bank in der dämmernden Laube.

„Julia, ich habe einen schmerzlichen Verlust erlitten, begann der Baron.

„Sollte Ihr Vater . . .?

„Ich habe ihm die theuren Augen zugedrückt. Kaum hatte ich diese schmerzliche Pflicht erfüllt, als ich die Reise nach Genf antrat, um in der Liebe Trost zu suchen. Verlassen Sie mich nicht, bleiben Sie mein Schutzengel.

Ich wiederholte den Schwur ewiger, unverbrüchlicher Treue.

„Haben Sie dem Verstorbenen unser Bündniß entdeckt? fragte ich ihn.

„Mir ward dazu weder Zeit noch Gelegenheit. Die Krankheit meines Vaters war von der Art, daß ich mit ihm über solche Angelegenheiten nicht berathen konnte. Jetzt bin ich frei, Herr meines Willens und meiner Handlungen. Meine beiden Schwestern sind abgefunden, ich bin der Herr der Besitzungen von Nieheim. Von meiner Seite giebt es kein Hinderniß zu unserm Glücke — Julia, möchte es auch hier so sein!

„Der gute Abbé liebt Sie, er wird für uns sprechen. Bei seinem Einflusse auf meinen Vater hoffe ich das Beste.

„Julia, ich verlange nicht, daß Sie mir nach Deutschland folgen, Sie werden in Ihrem schönen Italien bleiben — mir ist ja überall die Heimath, wo ich mit Ihnen leben kann. Sehen Sie dort die reizende Villa?

Er deutete nach einem prächtigen Landhause, das im Scheine des Vollmonds in kurzer Entfernung vor uns lag. Die Terrasse und die Säulen von Marmor schimmerten wie Schnee durch das frische Grün.

„Ich sehe es! Es zählt zu den prächtigsten Besitzungen der Gegend. Die alte Dame, die es bewohnt . . .

„Ist in England gestorben. Ich habe die Villa gestern von den Erben gekauft.

„Und Sie werden dort wohnen?

„So Gott will, mit meiner angebeteten Gattin. Von Zeit zu Zeit reisen wir nach Deutschland; hier aber wird unser fester Wohnsitz sein, wenn Sie es nicht anders bestimmen.

Wir entwarfen entzückende Pläne für die Zukunft, und es versteht sich wohl von selbst, daß wir an der Ausführung nicht zweifelten. Die Zeit entschwand rasch. Da erschien plötzlich Frau Bertram; sie begrüßte den Baron mit ungeheuchelter Freude und küßte ihm sogar die Hand.

„Leider muß ich Sie mahnen, sich zu trennen, flüsterte sie.

„Ist etwas geschehen?

„Nein; man erwartet Sie zur Abendtafel.

„Schon? rief ich aus. Ich habe keinen Hunger.

„O, ich glaube Ihnen, Signora! Der Herr Abbé und der Herr Marchese befinden sich schon im Speisesaale, und Sie dürfen nicht fehlen. Man erwartet Sie, darum eilen Sie.

„Morgen Abend? fragte der Baron.

Ich sah meine Gesellschafterin an.

„Morgen Abend! antwortete diese lächelnd. Ich bürge dafür.

Wir begleiteten den jungen Mann an das Ufer; er sprang in den Kahn, stieß ab und verschwand hinter dem Gebüsche. Ich ging mit Frau Bertram in den Speisesaal.

So bot sich uns täglich Gelegenheit zu einer langen Unterredung. Ja, ich traf den Geliebten mehr als einmal bei dem Abbé, der seine Zeit zwischen dem Baron und meinem Vater zu theilen schien. Wir legten uns in seiner Gegenwart kaum Zwang mehr an und zogen ihn in alle unsere kleinen Geheimnisse. Endlich zeigte ich dem Geliebten mit Genehmigung der Frau Bertram das Medaillon. Seine Freude war unbeschreiblich, als die alte Amme ihn an die Jugendzeit erinnerte. War es doch, als ob dadurch unser Bündniß ein innigeres geworden, und wir verehrten die gute Frau wie eine

Mutter. Alles ging gut bis zum Herbste. Wir reisten nach Florenz — der Baron, der in Deutschland kein Geschäft hatte, folgte uns heimlich. An den Ufern des Arno setzte sich das Glück unserer Liebe fort. Um diese Zeit zeigte sich bei meinem Vater der Hang zu religiöser Schwärmerei in einem Grade, der mich mit Befürchtungen erfüllte. Ich mußte mit ihm beten und täglich mehrmals die Jesuitenkirche besuchen. Das wahre Heil, meinte er, sei nur in der Religion zu finden, denn die Welt sei so sündhaft geworden, daß ein frommes Gemüth in ihr nicht gedeihen könne. Nach und nach suchte er mich zu bereden, in ein Kloster zu gehen. Ich antwortete nicht entschieden auf dieses für mich entsetzliche Ansinnen, gab aber doch ziemlich deutlich meine Abneigung vor dem Klosterleben zu erkennen. Der Umgang mit den Priestern in Florenz hatte meinen armen Vater völlig umgewandelt; als wir nach Genf zurückkehrten, hatte sich seiner eine Schwermuth bemächtigt, aus der ihn nur von Zeit zu Zeit eine religiöse Verzückung erweckte. Dies Ereigniß erfüllte mich mit Trauer, aber es entmuthigte mich nicht; ich hoffte von dem Einflusse des guten Abbé Alles. In einer Unterredung, die ich über diesen Punkt mit ihm hielt, sagte er tröstend:

„Mein liebes Kind, sollte die Kirche Ihnen den Vater rauben, so finden Sie einen reichlichen Ersatz in der

Liebe. Zählen Sie auf mich, wie es auch kommen möge.

Ich übergehe nun eine Zeit des Zweifelns, des Hoffens und der Angst. Die Schwärmerei meines Vaters ward zum Fanatismus, genährt von einer mir damals unbekannten Hand. Unsere Villa verwandelte sich in ein Bethaus, und der Abbé mußte Messe lesen. Wie der Geist, so litt auch der Körper meines Vaters. Es war viel die Rede davon, daß ich in ein Kloster gehen sollte. Meine Bedrängniß auf den höchsten Punkt zu steigern, trat noch ein Fall ein, an den ich nicht gedacht hatte. Eines Abends kam der Baron bestürzt in die Laube, in der wir uns täglich sahen. Er theilte mir mit, daß er gezwungen sei, eine Reise nach seiner Heimath anzutreten, die ihn vielleicht einige Monate fern halten könne.

„Und gerade jetzt, wo ich Deiner Nähe bedarf! rief ich aus. Schiebe die Reise um einige Monate auf.

„Es handelt sich um mein Vermögen, Julia, mithin um meine, um unsere Zukunft. Auf das Vermögen Deines Vaters rechne ich nicht, und ich bedarf seiner auch nicht. Bin ich des meinigen gewiß, so mag es hier kommen, wie es wolle. Ich muß reisen. Aber zuvor möchte ich auch Deiner gewiß sein.

„Was soll das heißen, Christian? Ich habe Dir geschworen . . .

„Und Du wirst Deinen Eid halten, davon bin ich überzeugt. Aber der unglückliche Zustand Deines armen Vaters, alle Verhältnisse, wie sie sich nun gestaltet haben — Julia, ich würde mit einer Seelenangst reisen, die mich tödtet. Habe Mitleiden mit mir! bat er so flehentlich, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Was kann ich denn thun, um Dich zu beruhigen?

„Du reichst mir am Altare Deine Hand!

„Ohne die Einwilligung meines Vaters?

„Du vergißt, Julia, was wir uns gegenseitig versprochen haben. Wir beschleunigen die Katastrophe, das ist Alles. Du wirst mein Weib mit oder ohne Einwilligung Deines Vaters.

„Wer wird uns heimlich trauen?

„Unser Freund, der Abbé Diderot.

„Hast Du mit ihm gesprochen?

„Es ist Alles reiflich überlegt. Hat der Segen der Kirche unsern Bund geheiligt, so reise ich ruhig der Heimath zu, wo mich vielleicht große Sorgen erwarten.

Ach, rief die Marchesa, ich gab gern meine Einwilligung, denn ich fühlte, daß auch ich ruhiger zurückbleiben würde. Daß der Abbé uns einsegnen wollte, daß er des Barons Vorhaben billigte, verscheuchte meine letzten Bedenken. Wir trafen unsere Vorbereitungen. Während mein Vater einen Besuch von zwei fremden Geistlichen

empfing, ging ich eines Abends mit Frau Bertram zu der Kapelle, wo der Baron meiner wartete. Der Geistliche erschien, meine alte Freundin drückte mir den Brautkranz in das Haar, wir traten vor den Altar, und zehn Minuten später war ich die Gattin des Barons von Rieheim. In der Wohnung des Abbé verbrachten wir noch einige Zeit, um die dringendsten Angelegenheiten zu besprechen. Christian übergab sein Landhaus dem Abbé, damit es mir, wenn es nöthig werden sollte, als Zufluchtsstätte dienen konnte.

„Habe ich mich meinem Lebensretter nun dankbar bewiesen? fragte lächelnd der Geistliche.

Wir sanken vor seinen Füßen nieder, und bedeckten seine Hände mit Küssen der Dankbarkeit. Er versprach uns, bei dem Vater das Wort zu führen und nachträglich seine Einwilligung zu erwirken.

Am folgenden Morgen reiste mein Gatte ab. Seine Briefe wollte er an den Abbé adressiren.

Zwei Monate verflossen. Die Briefe meines Mannes kamen in meine Hände; sie lauteten günstig, wenn er auch seine Rückkehr nach Italien nicht fest bestimmen konnte. Von jener Seite her hatte ich also Nichts zu befürchten, wohl aber von der meines Vaters, dessen Zustand täglich bedenklicher wurde. Eines Tages ließ er mich in sein Zimmer rufen, das ich seit langer Zeit nicht

betreten hatte. Ich erschrak über die seltsame Einrichtung. Ein kleiner schwarz beschlagener Altar mit Crucifix und Todtenkopf stand in der Mitte des halb dunkeln Gemachs. Die Wände schmückten Bilder von Heiligen und Märtyrern. Große Meßbücher lagen auf schwarzen Pulten. Neben dem Altare brannte eine ewige Lampe. Mein armer Vater sah geisterhaft aus in dieser Umgebung. Mit einem seltsame Lächeln, das mir die Seele durchschnitt, empfing er mich.

„Wie schön Du bist, eine würdige Braut des Himmels! murmelte er, indem er mit seiner eiskalten Hand die meinige ergriff.

Diese Worte genügten, um mich zu überzeugen, daß der arme Mann den Plan nicht aufgegeben hatte, mich dem Klosterleben zu widmen. Ich sage nichts von meiner Bestürzung. Die Liebe zu meinem Gatten kämpfte mit der Liebe zu meinem Vater, dem ich ein gegen ihn begangenes Unrecht eingestehen mußte. Sein trauriges Lächeln, sein todtbleiches Aussehen, die wirren Blicke seiner trüben Augen erfüllten mich mit dem innigsten Mitleiden. Alles verrieth, daß er an Geist und Körper krank war. Er führte mich zu dem Altare, auf dessen Stufe er sich mit mir niederließ.

„Ich habe lange Anstand genommen, begann er, Dir ein Geheimniß mitzutheilen, das mir schwer auf dem

Herzen lag. Jetzt muß es geschehen, da ich Deiner Hülfe bedarf, um dem Himmel ein Unrecht zu sühnen.

„Ein Unrecht, mein Vater?

„Mehr noch, eine Sünde! Du siehst mich staunend an — ja, es ist so! Die Liebe zu Deiner Mutter hat mich zu einem Schritte verleitet, den ich je schmerzliche bereue, je näher ich dem Grabe komme. Ach, das Gewissen übt eine furchtbare Macht über den Sünder!

„Mein Vater, warf ich zitternd ein, wenn ein Mensch rein von Vorwürfen ist, so müssen Sie es sein. Sie verdienen die allgemeine Achtung der Welt, deren Sie sich erfreuen.

„Die Welt läßt sich täuschen, aber nicht das Gewissen. Urtheile selbst Julia: Deine Mutter, schön und blühend wie Du, war dem Himmel geweihet; aber ich liebte sie, und erweckte ihre Gegenliebe.

„Ist das eine Sünde? rief ich erstaunt aus.

„Es ist eine Sünde, irdischer Gelüste wegen dem Himmel eine Seele zu entziehen, die bereits an der Schwelle desselben gestanden. Deine Mutter war die Braut des Erlösers — ich machte sie gewaltsam zu der meinigen. Der Segen der Kirche, der uns heimlich verband, ward durch den Fluch der getäuschten Eltern entkräftet. In der Verblendung der Jugend erkannte ich die begangene Sünde nicht. Meine Julia brachte mir ein

maßloses Glück; aber ich sollte dieses Glückes nicht lange froh werden — der Himmel nahm die Seele durch den Tod zurück, die ich ihm geraubt hatte. Die angebetete Gattin starb in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. Trostlos weinte ich an ihrem Grabe in Florenz, und selbst das Lächeln des Kindes, ihres Ebenbildes, das sie mir hinterlassen, vermochte meinen Schmerz nicht zu lindern. Ich habe lange gekämpft, jetzt ist der Kampf entschieden. Du nimmst den Schleier, Julia!, und sühnst mit mir die Sünde, die Deine Eltern begangen haben. Bebe nicht zurück vor einem Schritte, der Dein ewiges Heil gründet. In der Welt erblühet Dir kein Glück, denn der Fluch des Himmels lastet auf uns. Ich erfülle meine Vaterpflicht, wenn ich Dich zwinge, dem sichern Verderben zu entgehen. Das Kloster erwartet Dich, in dem Deine Mutter das Noviziat angetreten hatte, als ich sie mir raubte. Schwöre auf dieses Kreuz, daß Du mir eine gehorsame Tochter sein willst!

Er nahm das silberne Crucifix von dem Altare. Ich bebte zurück und sank vor ihm auf die Kniee nieder.

„Vater, der Himmel verlangt ein solches Opfer nicht, um eine That zu sühnen, die, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch keine Sünde ist. Ich werde mich bemühen, als gute Christin zu leben, werde beten und Almosen spenden; aber in die enge Zelle eines Klosters kann ich

mich nicht einzwängen. Die Annahme des Schleiers ist nur dann Gott wohlgefällig, wenn sie aus Ueberzeugung geschieht — ich habe diese Ueberzeugung nicht. Das ewige Seelenheil hängt nach meiner Ansicht von andern Bedingungen ab.

„Nach Deiner Ansicht? fragte mein Vater mit finstern Blicken, mit Blicken, die mir in die tiefste Seele drangen. In Deinen Jahren hat man über diesen ernsten Punkt keine richtigen Ansichten. Du wirst mir blindlings folgen.

Ich bat, ich beschwor ihn, mich nicht namenlos unglücklich zu machen; vergebens, er blieb starr bei seiner Forderung. Schon stand ich im Begriffe, ihm meine Verheirathung zu entdecken, als ich mich erinnerte, daß ich dem Abbé versprochen hatte, ihm die Mittheilung meines Geheimnisses zu überlassen, und — ich schwieg.

„Ueberlege, Julia, sagte mein Vater in einem fürchterlichen Ernste. Diesen Abend reise ich ab.

„Wohin?

„Nach Rom; man erwartet mich dort. Bist Du mir in einem Monate nicht gefolgt, so gebe ich Dich auf, wenn auch mein Herz dadurch zerrissen wird.

„Ich bin Ihr einziges Kind, Vater!

„Wende Dich an meinen geistlichen Freund, den Abbé Diderot. Gott und die heilige Jungfrau mögen

Dich erleuchten, daß Du den rechten Pfad zum Ziele erkennen lernest.

Er umarmte mich, indem er flüsterte: ich kann nicht anders!

Denselben Abend reis'te mein armer Vater ab; ich habe ihn nicht wiedergesehen. Nun suchte ich Trost bei dem Abbé, dem ich Alles erzählte. Der gute Mann versprach, die Angelegenheit schriftlich zu ordnen. Ich selbst gab ihm einen Brief an meinen Vater, den er mit dem seinigen übersenden sollte. So verfloß ein Monat. Von Deutschland blieben die Nachrichten aus. Ach, ich verlebte schwere Tage des Harrens und Bangens. Frau Bertram suchte mich vergebens zu trösten. Endlich kam ein Brief von meinem Vater, er kündigte mir an, daß er in das Kloster des Erlösers getreten sei, um seine eigene und meine Schuld zu sühnen, die er als eine neue Strafe des Himmels betrachte; sein Vermögen habe er dem Orden der Jesuiten geschenkt, weil ich ohne seine Einwilligung mit einem Protestanten verheirathet sei. Dieser Grund sei so triftig, daß eine Enterbung gerechtfertigt erscheine, selbst vor dem weltlichen Gesetze. Seinen Vaterfluch wolle er nicht aussprechen, da schon des Himmels Hand schwer auf mir laste. Einige Tage später nahmen die Jesuiten Besitz von dem Landhause, indem sie die Schenkungsacte meines Vaters vorzeigten. Ich

flüchtete mich in die Villa meines Mannes, der gleich darauf eintraf und die besten Nachrichten mitbrachte. Der Schmerz über die Trennung von meinem Vater ward durch das Glück gelindert, das ich in der Ehe fand. Nach einem Jahre schenkte ich meinem Gatten einen Sohn. Zu derselben Zeit traf die Nachricht von dem Tode meines Vaters ein; er war im Wahnsinne gestorben. Auf Grund dieser Nachricht focht mein Mann die Schenkung an, die der Verstorbene an die Jesuiten gemacht — es erhob sich ein langwieriger Prozeß, der damit endigte, daß ich abgewiesen wurde, da ich wider den Willen des Verstorbenen einen Protestanten geheirathet habe. Das enorme Vermögen, dessen ganzen Umfang ich bis dahin nicht einmal gekannt hatte, blieb in den Händen der Jesuiten. Durch den Prozeß stellte sich die wahre Gesinnung des Herrn Abbé heraus — er hatte im Interesse des Ordens, dem er angehörte, uns bereitwillig getrauet und meinen armen Vater zu dem gemacht, was er geworden — zuerst ein religiöser Schwärmer, dann ein Wahnsinniger.

— Das habe ich vermuthet! rief entrüstet die Baronin von Stieglitz.

— Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Wie die römischen Gerichte Prozesse dieser Art entscheiden, ist bekannt. Der Buchstabe gilt, und der Beichtvater meines

Vaters hatte dafür gesorgt, daß die Acte bündig abgefaßt war. Man hatte also auf meine heimliche Verbindung mit einem Protestanten speculirt, die Speculation war geglückt, und das Vermögen des Marchese floß in die Kasse der Jesuiten. Der wackere Abbé verließ Genf und ging nach Rom, wahrscheinlich um die Früchte seiner Industrie zu genießen. Die Zeit linderte den Schmerz um den Verlust meines Vaters und meines Vermögens, ich fand ein unbeschreibliches Glück in der Ehe mit dem Manne meiner Liebe, und dieses Glück ward durch die Geburt meines ältesten Sohnes erhöht. Frau Bertram war uns nun nicht mehr eine Dienerin, sondern eine Freundin und die Pflegerin unseres Kindes. Während der nun folgenden Jahre machte mein Mann einige Reisen nach Deutschland; trotzdem er sich nicht gern von mir trennte, so hielt er es doch nicht für gerathen, daß ich ihn begleitete, er wollte mich den Anstrengungen einer langen Reise nicht aussetzen, da ich um jene Zeit stets kränkelte. Seine jährlichen bedeutenden Revenüen gingen pünktlich ein. Ach, gnädige Frau, es gab wohl nicht ein zweites Ehepaar in der Welt, das so glücklich lebte, als wir. Der Himmel schenkte uns noch ein Töchterlein, unsere liebliche Adele — mehr konnte ja doch ein Sterblicher nicht wünschen. Die blühenden Kinder waren unsere Freude, unsere Lust. Da

ereignete sich ein schrecklicher Vorfall. Unser Ernst, ein Knabe von fünf Jahren, war der Obhut einer französischen Bonne anvertraut, einem guten Mädchen in gesetztem Alter, das unser Vertrauen bisher gerechtfertigt hatte. Für die zarte Adele sorgte ich mit Frau Bertram vereint. An einem schönen Herbstmittage saßen wir auf der Terrasse. Ich wiegte mein jüngstes Kind auf dem Schooße. Der Baron las Zeitungen. Frau Bertram servirte den Kaffee. Ernst, ein lebhafter Knabe, sprang bald in den Saal, bald in den Garten, und die Bonne folgte ihm. Plötzlich hören wir, daß über uns in der Villa ein Fenster zertrümmert wird; einige Glassplitter fliegen herab und im nächsten Augenblicke fällt ein Körper zu unsern Füßen nieder — mit Entsetzen erkennen wir unsern Sohn, der leblos auf der Marmorplatte liegt. Erlassen Sie mir die Schilderung jener fürchterlichen Augenblicke, die mich noch heute mit Entsetzen erfüllen. — Das arme Kind kam unter den Händen zweier Aerzte wieder zu sich. Kaum war ein wenig Ruhe eingetreten, als wir Erörterungen über das Unglück anstellten. Es ließ sich Nichts weiter ermitteln, als daß Ernst spielend in das im zweiten Stocke liegende Zimmer seiner Bonne gelaufen und aus dem Fenster gestürzt war, noch ehe diese ihm die Treppen hinauf folgen konnte. Das Unglück war offenbar das Werk des Zufalls. Als die arme Bonne sah, daß

der Knabe verkrüppelt war, ward sie schwermüthig, wir mußten sie ihres Dienstes entlassen. Ernst kam mit dem Leben davon, aber sein Oberkörper erhielt eine traurige Mißgestaltung, die ihn zum Gegenstande allgemeinen Mitleids machte. Nun zeigten sich auch bei meinem Gatten die ersten Symptome jener schrecklichen Krankheit, die langsam und sicher seinen Tod vorbereitete. Der Kummer über seinen armen Liebling nagte an seinem Herzen, und das körperliche Leiden versetzte ihn in einen Gemüthszustand, der mich oft für seinen Geist zittern ließ. Nach den Tagen der Freude und des Glücks folgte nun eine Zeit der Trauer und des Jammers. Wir waren arme, elende Menschen in unserer glänzenden Villa, wo wir wie Einsiedler lebten, denn mein Mann litt keine Gesellschaft. Er reis'te jährlich nach Deutschland; aber nie durfte ich ihn begleiten. In unserm Ernst entwickelte sich jener Charakter, den man nur zu oft bei verkrüppelten Menschen findet; er ward mißtrauisch, hielt sich für körperlich von seinen Eltern verwahrlos't, und grollte jemehr mit seinem Schicksale, je aufgeklärter sein Geist ward, auf dessen Ausbildung wir viel verwendeten. Es schien fast, als ob sich bei ihm ein Haß gegen Vater und Mutter ausbildete. Wir schickten ihn nach Paris, wo er Rechtswissenschaft studiren sollte, ein Fach, das er selbst gewählt hatte. Hier verbrauchte er

so viel Geld, daß wir seiner Verschwendung Schranken setzen mußten. Ernst kam zurück und beklagte sich bitter über diese Maßregel, die er eine Folge unserer Abneigung gegen sich nannte. Mit Schrecken erkannten wir, daß in seinem verkrüppelten Körper ein boshafter, tückischer Geist wohnte, der selbst Vater und Mutter nicht achtete. Ich machte ihm liebevoll Vorwürfe, mein Gatte ging streng zu Werke.

„Seht mich an, rief er, überall bin ich der Gegenstand des Witzes und des Spottes!

„Suche durch Deinen Geist zu imponiren! mahnte der Vater.

„Durch Geist? Vergebene Mühe, der Versuch ist mißglückt. Je klüger der Bucklige redet, jemehr lachen die gutgewachsenen Menschen. Ich bin zu wenig Krüppel, um Mitleiden zu erregen, und zu wenig wohlgeformt, um mich ohne Aufsehen in der Welt zu bewegen. Es giebt nur ein Mittel, mir ein wenig Geltung zu verschaffen.

„Nenne dieses Mittel.

„Ihr habt es mir entzogen.

„Wir?

„Es ist das Geld. Ohne Geld bin ich noch unglücklicher, als der ärmste Bettler.

Nun fanden Scenen statt, die ich Anstand nehme zu

erzählen. Der kranke Vater war vielleicht ein wenig zu streng gegen seinen Sohn; aber er meinte es gut mit ihm. Ernst ging nach Paris zurück, und von dort, wie wir hörten, nach Amerika. Seit jener Zeit haben wir Nichts mehr von ihm erfahren; vielleicht hat der unbändige Geist seinen Tod herbeigeführt. Adele entschädigte uns für den Verlust, den wir an dem Sohne erlitten — sie ward ein sanftmüthiges, liebenswürdiges Wesen, das nur danach strebte, den Eltern zu gefallen.

Die Krankheit meines Mannes bildete sich immer weiter aus. Die Aerzte machten mich aufmerksam und riethen, an ein Ordnen unserer Verhältnisse zu denken. Konnte ich meinen Mann daran erinnern? Er selbst mußte seinen Zustand nicht kennen, obgleich er Alles zu seiner Erhaltung that; wir wohnten in Pisa und Florenz, aber er dachte nicht daran, ein Testament zu machen. Als er sich zu seiner letzten Reise anschickte, bestand ich darauf, ihn zu begleiten. Er schlug es mir mit einer Entschiedenheit ab, die mich erzittern machte. Ich wandte mich an Frau Bertram, die eine sehr alte Frau geworden war und sich stets der besondern Zuneigung meines Mannes zu erfreuen gehabt hatte. Nach der zwischen beiden stattgefundenen Unterredung sagte der Baron eines Tages zu mir:

„Du fürchtest für mein Leben, Julia?

„Gott wird mein Gebet erhören, und Dich noch lange in unserer Mitte lassen, gab ich ihm bewegt zur Antwort.

„Wohl möglich, ich befinde mich wohl und hoffe von der Reise nach dem Norden einen sehr günstigen Erfolg. Begleiten kannst Du mich nicht, ich habe Gründe, daß man in Deutschland jetzt noch nicht meine Verheirathung erfährt. Du weißt, ich habe sie stets geheim gehalten.

Ich hatte so viel Launen des armen Mannes ertragen, ich wollte nun auch aus Liebe zu ihm diese ertragen, obgleich mir und meiner Familie dabei Gefahr drohete; er war so reizbar, daß ich das Gespräch auf diesen Punkt nicht lenken durfte, ohne die Aeußerung hören zu müssen: Du kannst wohl nicht früh genug zur selbstständigen Verwaltung meines Vermögens kommen. Ach, ich befand mich in einer trostlosen Lage! Die angestellten Nachforschungen nach unserm Ernst blieben ohne Resultat, wir gaben ihn auf. Eines Abends sagte mein Gatte: ich muß reisen!

„Bleibe bis zum Frühjahr, bat ich. Wir verbringen den Winter in Pisa.

„Das Klima dort genügt mir nicht; ich werde, nachdem ich in Deutschland meine Geschäfte geordnet habe, nach Madera gehen.

„Allein?

„Ganz allein; ich habe Dir bei meinem Banquier

einen Credit auf zwei Jahre eröffnet. Auch für Deine spätere Zukunft wird gesorgt sein, im Falle mir etwas Menschliches begegnen sollte. Liebst Du mich, Julia, so erschwere mir die Abreise nicht, die morgen erfolgen muß. Ich werde mit Gottes Hilfe geheilt zurückkehren.

Der Arzt erklärte mir, daß er dem Kranken den Aufenthalt auf Madera vorgeschlagen habe.

Die Abreise fand statt. Bald darauf schrieb mir mein Mann, daß er seine Geschäfte besorgt habe und in Hamburg zu Schiffe gegangen sei, um der rauhen Herbstwitterung zu entfliehen. Einige Monate später erhielt ich einen Brief mit dem Postzeichen „Hamburg", den ein Capitain von Madera mitgebracht hatte. Mein Mann schrieb mir, daß er sich in dem herrlichen Klima wohl befände und gestärkt zurückkehren würde. Ein Jahr verfloß. Meine Briefe, die Frau Bertram selbst zur Post besorgte, wurden beantwortet. Ich hatte durchaus keinen Grund, Verdacht zu hegen. Gegen Ende des zweiten Jahres ward ich besorgt. Frau Bertram schrieb an einen Bekannten, der in der Nähe der Güter meines Mannes lebte; wir erhielten die Antwort, daß eingegangenen Erkundigungen zufolge der Baron von Nieheim sich auf Reisen befinde und seine Güter durch einen Administrator verwaltet würden. Gleich darauf erhielt ich, ebenfalls über Hamburg, einen Brief von meinem Manne,

in dem er mir schrieb, daß er seinen Aufenthalt auf der Insel zu verlängern gedenke, da seine Genesung nur langsam von statten gehe. Ich konnte den peinlichen Zustand nicht länger ertragen, und entschloß mich, den Kranken zu besuchen. Frau Bertram bemühte sich vergebens, mich davon zurückzuhalten. Ich ging zu dem Banquier und forderte Geld.

„Ihr Credit ist auf ein Jahr verlängert, sagte der Mann zuvorkommend.

„Wer hat ihn verlängert? fragte ich.

„Der Verwalter von Nieheim, im Auftrage des Herrn Barons.

„Stehen Sie mit ihm in Correspondenz?

„Nur insoweit, als das Geldgeschäft es erfordert. Der Herr Baron befindet sich, so viel ich weiß, auf Madera.

„Ganz recht; ich schicke mich an, ihn zu besuchen. Geben Sie mir fünftausend Thaler.

„Hier ist die Summe.

Frau Bertram bot Alles auf, mich zurückzuhalten. Ich reiste jedoch ab, nachdem ich ihr die Verwaltung des Landhauses übergeben hatte. Meine Tochter begleitete mich. Nach einer stürmischen Seereise kam ich krank auf der Insel an. In Funchal, der Hauptstadt, ging ich sogleich zu dem Gouverneur. Er sah die Fremden=

listen nach — ein Baron von Nieheim war nirgends zu finden. Man schickte nach allen Orten, wo fremde Patienten sich aufzuhalten pflegten — Alles blieb erfolglos. Der Gouverneur interessirte sich für mich und ließ die ganze Insel ausspähen; es war keine Spur von einem deutschen Baron zu finden, man erinnerte sich auch nicht, je einen gesehen zu haben. Der Schrecken und die Anstrengungen der Reise warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Dem herrlichen Klima und der Sorgfalt meiner Tochter verdankte ich, daß ich am Leben blieb. Als ich genas, war mein Haar vollständig gebleicht. Ein französisches Schiff brachte mich nach Cherbourg zurück, und von da eilte ich in der Hoffnung nach Genf, meinen Mann oder Nachrichten von ihm vorzufinden. Ich kam noch zeitig genug an, um der guten Frau Bertram die Augen zuzudrücken. Ehe sie verschied, sagte sie:

„Signora, Ihr Mann ist lange todt! Er liegt auf dem Schlosse Nieheim begraben. Ich habe seine Correspondenz unterschlagen und Ihnen falsche Briefe eingehändigt — in meinem Secretär finden Sie Alles. Meine Reue ist aufrichtig, und um mein Vergehen einigermaßen zu sühnen, nehmen Sie mein kleines Vermögen. Dort, dort liegen alle Papiere. Gott sei meiner armen Seele gnädig!

Sie verschied. Die Frau, die ich für meine treueste Freundin gehalten, war also eine Verrätherin, die Urheberin so großen Unglücks gewesen. Ich bemächtigte mich nun der Papiere. Welch ein Gewebe von boshaften Intriguen entdeckte ich nun! Ich fand die zärtlichsten Briefe meines Mannes und die Nachricht vor, daß er mich in seinem Testamente bedacht, daß der Schloßverwalter Biber, sein Freund, der Testamentsvollstrecker sei, und daß er ein Duplicat dieses Testaments, um ganz sicher zu gehen, in dem Sarkophage seines Vaters verborgen habe. Seine Verwandten, und namentlich ein Herr von Crusius, hätten von jeher schlecht an ihm gehandelt, und wenn ich plötzlich als Haupterbin ihre Hoffnungen vereitelte, so sei dies eine Rache, die er sich erlaubt habe. Die Frau Baronin von Stieglitz nähme er aus, sie sei stets schwesterlich gegen ihn gesinnt gewesen und werde mich auf den Brief hin, den er ihr hinterlasse, freundlich aufnehmen und unterstützen, wenn es nöthig sein sollte. Eine Bestürzung jagte die andere. Mein Gatte war beinahe drei Jahre todt, und nun erfuhr ich erst den traurigen Fall. Meine Lage und die Pflicht gegen meine Tochter erforderten es, daß ich alle mir zustehenden Ansprüche geltend machte. Ohne Säumen trat ich die Reise nach Deutschland an; die mir gewordene Hinterlassenschaft der Frau Bertram lieferte mir die Mittel dazu. Ich komme an und er-

fahre, daß die Seitenverwandten des Barons, der weder eine Familie noch ein Testament hinterlassen haben sollte, die reichen Besitzungen unter sich getheilt hätten. Man hatte also den letzten Willen des Verstorbenen nicht in Ausführung gebracht. Sollte ich mich dem Schloßverwalter entdecken, den mir der selige Baron als Testamentsvollstrecker bezeichnet hatte? Das war unklug gehandelt. Sollte ich Ihre schwesterliche Hülfe in Anspruch nehmen? Ich mußte fürchten, für eine Abenteurerin gehalten zu werden. Demnach machte ich es möglich, in das Mausoleum zu kommen, den bezeichneten Sarkophag öffnen zu lassen — und hier ist das Duplicat des Testaments, das der Verstorbene mit eigener Hand geschrieben hat. Sie finden sich darin mit einer namhaften Summe bedacht, Frau Baronin.

Frau von Stieglitz war sprachlos vor Erstaunen; sie prüfte die einzelnen Schriftstücke — es ließ sich an der Echtheit derselben nicht zweifeln. Um sich vollständig zu legitimiren, legte die Tochter des Marchese auch die Papiere über die in der katholischen Capelle zu Genf vollzogene Trauung vor.

— Wer wie ich den verstorbenen Baron gekannt hat, sagte Frau von Stieglitz, findet Alles, was Sie mir erzählt, in seinem Charakter begründet. Daß jene Frau Bertram die Verrätherin gespielt, wundert mich nicht,

denn sie hat sich schon in dem Hause meiner Eltern Dinge zu Schulden kommen lassen, die Beweise von ihrer Bosheit liefern. Zu dem Unternehmen gegen meinen Bruder hat sie die Rache veranlaßt. Der Zufall ist dieser heuchlerischen Person dabei behülflich gewesen. Ich selbst erinnere mich ihrer Person nicht mehr; aber sie hat ein trauriges Andenken in unserer Familie hinterlassen. Hier ist meine Hand — ich begrüße Sie als die Gattin meines Bruders; sein Vertrauen soll nicht getäuscht werden.

— O mein Gott! Das erste freundliche Wort, das ich nach langer Zeit höre. Wie wohl thut es dem Herzen einer verlassenen Frau.

— Wir werden vereint handeln! sagte Frau von Stieglitz mit der ihr eigenen Energie. Zwar wird von dem einmal vertheilten Vermögen nicht viel wiederzuerlangen sein; aber die Betrüger sollen zur Strafe gezogen werden. Bewahren wir die Sache als ein Geheimniß. Morgen werde ich meinen Rechtsanwalt kommen lassen. Und Sie bleiben in tiefer Verborgenheit auf meinem kleinen Landsitze bis zu dem Zeitpunkte, der Ihr öffentliches Erscheinen nöthig macht.

Die Zurücksetzung des Herrn von Crusius, der die Verbindung mit einer emporgekommenen Bürgerfamilie ihr vorzog, hatte sie so empfindlich verletzt,

daß ihr die Gelegenheit, Vergeltung zu üben, willkommen war.

Bei Tische betrachtete sie Adele von Nieheim; die Aehnlichkeit des wirklich reizenden Mädchens mit dem verstorbenen Vater war so groß, daß sie kein Zufall sein konnte. Als Clarissa hörte, daß die fremden Damen, die ihr als Verwandte vorgestellt wurden, in dem Landhause bleiben würden, jubelte sie laut auf, denn sie hatte Adelen bereits lieb gewonnen. Auch hoffte sie auf eine wohlthätige Zerstreuung in ihrer Einsamkeit.

Der Wagen sollte nach der Stadt zurückgeschickt werden, um aus dem Hotel die Sachen der Reisenden zu holen. Frau von Stieglitz wandte dabei die größeste Vorsicht an, denn sie wollte, daß die Ankunft ihrer Schwägerin nicht bekannt werden sollte.

— Unter welchem Namen sind Sie gereist? fragte sie.

Die Baronin von Nieheim antwortete nicht ohne einige Verlegenheit:

— Meine seltsame und dabei so ernste Lage veranlaßte mich, Zuflucht zu einer Täuschung zu nehmen, die vielleicht nicht Ihre Billigung erhält: ich bin unter dem Namen „Frau Bertram“ gereist.

— Sie haben recht gehandelt; Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Frau Bertram muß verschwinden, wie sie erschienen ist. Es wird die Zeit kommen, da man

Forschungen nach Ihnen anstellt. Und woher haben Sie den Wagen?

— Ich habe ihn sammt den Pferden in D. gekauft. Der Kutscher ist ein guter Bursche aus jener Gegend, ich habe ihn auf einen Monat engagirt.

Frau von Stieglitz ließ ihren Gärtner kommen, einen schon bejahrten Landmann.

— Valentin, schicke Dich an, nach der Stadt zu fahren.

— Was soll ich dort, gnädige Frau?

— Der Kutscher wird Dich in ein Gasthaus bringen.

— Gut.

— Hier ist Geld. Davon zahlst Du die Rechnung der Frau Bertram, und nimmst alle Sachen mit, die Du in ihrem Zimmer vorfindest.

— Soll geschehen.

— Wenn man Dich fragt, wo die Dame sei, so antwortest Du, sie befinde sich bei Verwandten auf dem Lande. Unser Dorf verschweigst Du unter allen Umständen.

— Verlassen Sie sich auf mich, gnädige Frau.

— Diesen Abend spät wirst Du in der Stadt ankommen; morgen in aller Frühe besorgst Du die Sachen und fährst sofort nach hier zurück.

Eine Stunde später rollte der Wagen aus dem Hofe.

Valentin saß neben dem Kutscher, gemüthlich sein Pfeifchen schmauchend. Er trug seinen blauen Sonntagsrock mit großen Hornknöpfen und einen niedern Hut von grobem Filz. Der Kutscher war angewiesen, sich der Leitung des Gärtners anzuvertrauen.

Adele sah dem Wagen betrübt nach; es schien, als ob sie die Reise nach der Stadt gern mitgemacht hätte. Clarissa mußte sie aus ihrem Nachsinnen erwecken.

Viertes Kapitel.

In dem Hôtel „zur Börse", demselben, das Ernest Constant bewohnte und welches das Ziel des Gärtners der Frau von Stieglitz war, fand eine Scene statt, die der Verfasser des Zusammenhangs der Erzählung wegen mittheilen muß.

Ernest Constant lebte auf einem großen Fuße. Der Leser weiß, daß der bucklige Bonvivant in der Stadt bleiben wollte; zu diesem Zwecke hatte er sich eine elegante Wohnung gemiethet, die in der Nähe des Hauses des Finanzraths lag. Er wollte die letzte Nacht in dem Hotel zubringen, wo man ihn als einen vornehmen Gast respectvoll behandelte. Es war gegen zehn Uhr Abends, als er in einer heitern Weinlaune heimkehrte. Man nannte ihn den Herrn Professor, denn er hatte sich als Professor der englischen und französischen Sprache in das Fremdenbuch eingetragen. Sein Paß mußte wohl in Ordnung sein, da er von der Polizei nicht angefochten wurde.

Der Herr Professor empfing von dem Portier seinen Schlüssel, hüpfte die Treppe hinauf und suchte auf dem erleuchteten Corridor die Thür seines Zimmers. In dem Augenblicke, als er öffnen wollte, trat ein junger Mann heraus. Beide starrten sich an.

— Verzeihung, sagte der Professor, Sie kommen aus meinem Zimmer?

— Verzeihung, ich komme aus dem meinigen, das ich seit einigen Tagen bewohne.

— In diesem Falle habe ich mich geirrt.

— Ohne Zweifel.

— Ich suche Nummer 11.

— Gehen Sie drei Schritte weiter.

Der Professor verneigte sich und wollte gehen.

— Halt! rief der Fremde.

— Was wollen Sie? fragte Ernest Constant.

— Gestatten Sie mir eine Frage.

— Fragen Sie, mein Herr.

— Mit wem führt mich der Zufall zusammen?

— Hier ist meine Karte.

Der Elegant überreichte ein glänzendes Papier, das er zwanglos aus der Brusttasche seines Fracks zog.

— Professor Ernest Constant? rief verwundert der Fremde.

— Ich begreife Sie nicht, mein Herr.

— Wahrhaftig, ich irre nicht! Schade, daß Sie das besondere Kennzeichen des Höckers tragen, Ihre Verwandlung würde sonst eine vollständige sein.

Die großen Augen des Professors sprüheten Feuer; man hatte ihn bei seiner empfindlichsten Seite angegriffen.

— Unverschämter! murmelte er mit bebenden Lippen.

— Ich verzeihe Ihnen dieses Wort, sagte lebhaft der Fremde. Kommen Sie, Freund, und betrachten Sie mich, vielleicht erkennen Sie mich wieder.

Der Fremde trat in sein Zimmer zurück. Der Professor folgte in gespannter Erwartung, vielleicht auch, um eine Scene zu vermeiden, die ihn compromittiren oder lächerlich machen konnte. Das Zimmer war durch eine Kerze erhellt, die auf dem Tische brannte.

— Betrachten Sie mich! sagte der Fremde, indem er die Kerze ergriff und sie so hielt, daß die Flamme sein interessantes, blühendes Gesicht beleuchten mußte.

Der Professor sah ihn an.

— Kommen Sie meinem Gedächtnisse zu Hülfe! murmelte er.

— Sie waren Croupier an der Spielbank zu Wiesbaden?

— Ich leugne es nicht.

— Ein junger Kaufmann sprengte die Bank.

— Ganz recht.

— Und dieser Kaufmann bin ich.

— Ewald Börner! rief der Professor.

— Er steht vor Ihnen.

— Ah, das hätten Sie mir gleich sagen sollen! rief Constant, dem die Freundlichkeit plötzlich zurückgekehrt war. Ihr schwarzer Bart und Ihr rother Teint machten Sie mir unkenntlich. Sie sind, bei dem Himmel, ein ganz anderer Mensch geworden!

— In jeder Beziehung. Ach, ich freue mich, daß ich den Mann wiedersehe, dessen geschickte Hand mir Glück gebracht hat. Bleiben Sie ein Stündchen mein Gast.

— Gern.

— Erinnern wir uns der wenigen Tage, die wir so glücklich in Wiesbaden verlebten.

Der Professor zog die Glocke. Ein Kellner erschien.

— Champagner! rief der Bucklige.

— Wieviel befehlen Sie?

— Zwei, drei Flaschen; aber rasch.

Der Kellner verschwand. Ernest warf sich in den Sopha.

— Mein Freund, erzählen Sie mir, wieviel Sie von den vierzigtausend Thalern noch besitzen! rief er fröhlich aus. Hat sich bei Ihnen das Sprüchwort bewährt „wie gewonnen, so zerronnen?“

— Nein, o nein! Ich habe Ihnen gesagt, daß ich in jeder Beziehung ein anderer Mensch geworden bin.

— Gut — erzählen Sie!

— Die Erzählung wird sehr kurz sein. Als Sie mich in Wiesbaden am Spieltische sahen, war ich ein armer, beklagenswerther Mensch; ich besaß noch fünf Louisd'or, den letzten Rest von einer Summe, die ich für mein Haus einkassirt hatte. Um ein sogenanntes lustiges Leben zu führen, hatte ich mir anvertrautes Geld ausgegeben. Mein Prinzipal, ein streng rechtlicher Mann, erwartete die Einsendung der einkassirten Posten, und ich hatte keine Casse. Da traf ich Sie in einem Weinhause, Sie und den alten lustigen Wilson. Sie machten die Lust in mir rege, zu spielen. Ich wagte den Schritt der Verzweiflung, denn hätte ich meine letzten Goldstücke verspielt, so wäre mir Nichts geblieben, als eine Kugel. Ehe ich in den Spielsaal ging, trank ich mir einen leichten Rausch an, um Muth zu erlangen. Tollkühn machte ich die Sätze, ohne Plan, ohne Berechnung. Ich gewann, ohne zu wissen wie, und sprengte endlich die Bank, taub und blind gemacht durch das unerhörte Glück. Durch den entscheidenden Schlag ward ich wieder nüchtern — ich starrte das Gold an und wähnte zu träumen. Meine Ehre, mein Leben war gerettet! Da erbarmte sich meiner ein guter Genius; ich schrieb meinem

Prinzipale einen Brief, und schickte ihm alles Geld ein, bis auf eine kleine Summe, von der ich vierzehn Tage in dem Bade sorglos lebte. Sie wissen es ja, Herr Professor.

— Ich weiß auch, daß Sie plötzlich verschwanden, Herr Ewald Börner.

— Weil mich der Chef meines Hauses zurückberief.

— Sie reisten ohne Abschied . . .

— Zu meinem Glücke.

— Ah, erklären Sie sich! rief Ernest, die Cigarre über die Flamme der Kerze haltend.

— Wäre ich noch länger geblieben, ich hätte vielleicht Ihren Plänen Gehör gegeben.

— Und was thaten Sie nun?

— Ich reiste in meine Heimath. Der Brief meines Chefs, der mir Eile empfahl, ließ mich auf eine günstige Verwendung meines Capitals hoffen; ich träumte selbst davon, als Compagnon in das Geschäft einzutreten. Hoffnungsfreudig kam ich an. Der Kaufmann empfing mich mit ernsten Mienen. „Mein junger Freund, redete er mich an, Sie haben gespielt." — Ja, Herr, und wie Sie wissen, glücklich. — „Sie hätten aber auch unglücklich spielen können." Diese Möglichkeit läßt sich nicht ausschließen. „Ein Mann, der spielt, ist nicht zuverlässig, paßt nicht in mein Geschäft; nehmen Sie Ihr

Salär, Sie sind entlassen. Den Versicherungen, das Spiel zu meiden, glaube ich nicht." Ich erhielt mein Salär und mein Capital, und war ein freier Mann.

— Mir däucht, sie konnten damit zufrieden sein.

— Ich grämte mich nicht, zog mir aber aus dem Benehmen des Kaufmanns, den ich achten mußte, eine Lehre. Ich schwor, nie wieder zu spielen, und mein Geld gut und vorsichtig anzulegen.

— Was thaten Sie?

— Ich etablirte eine Zuckerfabrik.

— Mit kaum vierzigtausend Thalern? rief der Professor ironisch.

— Die ersten Ankäufe machte ich unter günstigen Verhältnissen. Wie als Spieler, so hatte ich auch als Geschäftsmann Glück. Mein Capital hatte sich in wenig Jahren verdoppelt.

— Ich beneide Sie, Freund.

— Und Nichts in der Welt kann mich bewegen, anders als auf solider Grundlage zu speculiren.

— Auf Ihr ferneres Glück, Herr Zuckerfabrikant!

Der Professor nahm dem eintretenden Kellner Gläser und Flaschen ab. Er ließ die Korke knallend an die Decke springen und füllte mit großer Gewandtheit die Gläser. Beide stießen an.

— Was führt Sie in diese Stadt, Herr Börner?

— Zuerst eine Geschäftsangelegenheit. Doch lassen wir die Geschäfte, wir wollen uns erheitern. Sie sind also nicht mehr Croupier?

— Erinnern Sie mich nicht daran, mein Freund; es giebt Perioden im Leben, die man gern streichen möchte, wenn es ginge. Zu diesen gehören die wenigen Monate, die ich in Wiesbaden verbrachte. Sie wollten veruntreuete Gelder wiedergewinnen, und spielten — ich ward Croupier und Theilhaber an der Bank, um Reichthümer zu gewinnen. Da haben Sie den Unterschied zwischen uns Beiden. Sie hatten Glück, und ich verlor. Dadurch, daß Sie die Bank sprengten, hatte ich einen Verlust von fünftausend Thalern.

— Ich bedauere Sie!

— Und Sie reisten plötzlich ab! rief der Professor ironisch.

— Was würden Sie gethan haben, mein Bester, wenn ich ein großes Vermögen an Ihrer Bank verspielt hätte? Was würden Sie gethan haben, frage ich, wenn ich in der Spielwuth fremde Güter verloren hätte und mit ihnen Ehre und Lebensglück? Sie hätten es ruhig geschehen lassen, daß ich meinem Leben ein Ende gemacht oder in das Zuchthaus gewandert wäre. Nicht wahr?

— Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Freund; aber

es war unrecht, daß Sie ohne Abschied reisten. Trinken wir, trinken wir, um das Versäumte nachzuholen.

Die Gläser erklangen von Neuem.

— Also jetzt sind Sie Professor? rief der Fabrikant.

— Ja.

— Was lehren Sie?

— Nichts.

— Ah, das ist wenig.

— Der Mensch braucht Titel, um die Welt zu verblüffen, die verblüfft sein will. Ich hätte mir den Doctortitel gekauft, aber dieser Titel ist zu gemein. Ueber einen Doctor der Philosophie muß ich lachen —

— Warum?

— Der größte Theil dieser armen Burschen nagt am Hungertuche; sie wollen Philosophen sein und speculiren so schlecht, daß sie darben müssen. Der Kaufmann, der so hohe Zinsen nimmt als möglich; der Advocat, der die Leute zu Processen reizt; der Arzt, der jede Krankheit zu heilen vorgiebt und Geheimmittel theuer verkauft; Actienunternehmer — mit einem Worte Alle, welche auf die Leidenschaften und Dummheit der Menschen speculiren, das, mein Freund, sind die wahren Philosophen. Von Fabrikanten, welche mit den Körpern ihrer Nebenmenschen und mit fremden Capitalien arbeiten, die man ihnen anvertraut, schweige ich, denn Sie selbst sind

Fabrikant. Ohne Geld ist der Mensch ein Tropf, ein elendes Geschöpf. Es lebe die Speculation!

— Demnach haben Sie glücklich speculirt?

— Nun, ich bin zufrieden, da ich ohne Arbeit leben kann. Aber mein Ziel ist noch lange nicht erreicht. Ich bin Actionär der neuen Creditbank und der Finanzrath von Vollmar ist mein Freund.

— Ah, Vollmar ist ein gutes Haus. Ich stehe mit ihm in Verbindung.

Der Professor hatte nicht vergessen, wacker zu trinken. Der schäumende Wein und die Unterhaltung erregten ihn. Auch der Fabrikant ward heiterer.

— Wie steht es mit der Liebe, Herr Professor? rief er aus. Sie haben Unglück im Spiele gehabt, also müssen Sie Glück bei den Frauen haben.

Ernest Constant wühlte sein schwarzes lockiges Haar über der Stirn empor.

— Ich gehöre zu den wahren Philosophen! antwortete er, nachdem er eine große Rauchwolke ausgeblasen hatte. Frauen giebt es für mich nicht, das heißt Frauen, die mich lieben. Die Frauen fragen nicht nach geistiger Liebenswürdigkeit, sie wollen einen schlanken, schönen Körper. Sehen Sie mich an . . . ich bin verkrüppelt hinten und vorn. Was würde eine schöne Frau sagen, wenn dieser mißgestaltete Körper um Liebe girrte?

Ich kann Alles in der Welt, nur nicht mich lächerlich machen, und als schmachtender Liebhaber wäre ich eine höchst lächerliche Person. Ich leugne nicht, daß ich die Frauen gern sehe; aber auf Liebe und Ehe habe ich Verzicht geleistet. Vielleicht wäre ich ein Adonis geworden, wenn nicht . . .

Er unterbrach sich plötzlich. Eine auffallende Blässe überzog sein schönes Gesicht.

— Was ist Ihnen? fragte der Fabrikant.

— Nichts, nichts! Sie haben da ein Kapitel angeregt, das mir die Galle in das Blut treibt. Es giebt Augenblicke, in denen meine Philosophie ohnmächtig ist. Trinken wir, trinken wir, der Wein erzeugt andere Gedanken!

Der Professor füllte hastig ein Glas und stürzte es aus.

In diesem Augenblicke trat ein Aufwärter ein; er wandte sich an den Fabrikanten.

— Mein Herr!

— Was giebt's?

— Ein Wort.

— Angekommen?

— So eben!

Ewald Börner verließ rasch seinen Platz und unterhielt sich einige Augenblicke leise mit dem Aufwärter. Dann trat er zu dem Professor zurück.

— Mein Freund, Sie bleiben noch. In einigen Minuten werde ich wieder bei Ihnen sein.

— Wohin gehen Sie?

— Es ist eine Person angekommen, die ich sprechen muß.

— Nach Gefallen.

Ewald Börner verließ rasch das Zimmer. Wir begleiten ihn. Geführt von dem Aufwärter, eilte er in den Hof des Hotels, wo zwei Männer beschäftigt waren, die Pferde von einem Wagen abzuspannen. Bei dem Scheine einer Gaslaterne ließen sich alle Gegenstände genau unterscheiden.

— Der Wagen ist leer! flüsterte der Aufwärter.

— Du weißt genau, daß die beiden Damen diesen Morgen ausgefahren sind?

— Ganz genau; ich war ja beim Einsteigen behülflich. Wie es schien, wollten sie nur eine Spazirfahrt machen, denn das Gepäck befindet sich noch in ihrem Zimmer.

— Suche von dem Kutscher zu erfahren, wohin die Damen gekommen sind.

Der junge Mann verbarg sich in dem Schatten einer Säule. Der Aufwärter machte sich an dem Wagen zu schaffen.

— Kommst Du allein, Freund?

— Allein! antwortete der Kutscher.

— Wo ist denn die Herrschaft?

— Weiß nicht, war die kurze Antwort.

— Das klingt ja sonderbar.

— Meinetwegen.

— Hast Du sie verloren?

— Was geht's ihn an! fuhr eine rauhe Stimme dazwischen. Schafft Futter für die Pferde und für uns ein gutes Nachtessen. Nun faßt an und helft den Wagen in die Remise schieben.

Es geschah.

— Was ist das? flüsterte der Fabrikant vor sich hin. Die Leute scheinen angewiesen zu sein, Schweigen zu beobachten. Sollte die Mutter das Geheimniß entdeckt haben?

Die Leute kamen aus der Remise zurück und gingen über den Hof.

— Führt mich zu dem Wirthe, sagte Valentin, der Gärtner der Baronin von Stieglitz. Ich muß ihn heute Abend noch sprechen, da wir morgen sehr früh wieder abfahren.

— Wohin fahrt Ihr denn, Freund?

— Die Leute in der Stadt sind doch sehr neugierig! murmelte Valentin. Fragt nicht weiter. Ihr werdet keine Silbe von mir erfahren.

In dem Hofe war Alles still. Ewald Börner ging

unruhig auf und ab. Plötzlich eilte er in das Haus und trat in das Comptoir des Wirths, der so eben die Rechnung aufstellte. Valentin zahlte, empfing den Schlüssel zu dem Zimmer, in welchem sich das Gepäck befand, und das Geschäft war abgeschlossen. Ewald sah ein, daß die Leute nach Vorschrift handelten, und daß von ihnen Nichts zu erfahren sein würde. Er beschloß zur List seine Zuflucht zu nehmen. Demnach bestellte er sein Pferd, das um dieselbe Zeit, in welcher der Wagen abfahren würde, gesattelt sein sollte. Er begab sich wieder zu dem Professor, der aber bald darauf sein Zimmer suchte, da er Müdigkeit verspürte. Man nahm sich vor, die nächsten Tage gemeinschaftlich zu verleben. Ehe der Morgen grauete, war der junge Fabrikant zu seinem Ritte gerüstet. Der ihm ergebene Aufwärter meldete die Abfahrt des Wagens. Ewald bestieg sein Roß, ein eben nicht leichtfüßiges Thier, und folgte in kurzer Entfernung dem Wagen, der langsam durch die stillen, noch halbdunkeln Straßen fuhr. Die Reise ging in den ersten Stunden glücklich von statten. Valentin, der sorglos mit dem Kutscher plauderte, bemerkte den Reiter nicht, der lustig hinter ihm hertrabte. Gegen Mittag erreichten sie die Waldungen, die sich in der Nähe des Schlosses Nieheim befanden. Valentin, der Gegend kundig, benutzte den nächsten der vielen Waldwege, die sich hier

kreuzten; er verließ plötzlich die Hauptstraße und schlug einen wenig benutzten Seitenweg ein, der näher zum Ziele führte. Als der Reiter aus einer Biegung kam, befand er sich auf einem Platze, von dem aus drei Nebenwege nach verschiedenen Richtungen abgingen. Welchen davon hatte nun der Wagen genommen? Zwei zeigten frische Spuren: auf der Hauptstraße, die sich übersehen ließ, waren nur einzelne Holzfäller zu bemerken, die langsam dahinschritten. Nun war guter Rath theuer. Je länger der Reiter hielt, je weiter mußte sich der Wagen entfernen. Ewald trieb sein Pferd an, und folgte der Spur, die er für die frischeste hielt. Aber schon nach kurzer Zeit theilte sich der Weg abermals. In dem Grase und Unkraute ließen sich die Spuren nicht mehr unterscheiden. Ewald hielt es für das Beste, sich dem Zufalle zu überlassen; er trieb das müde Pferd gewaltsam zum Laufen an. Nach zehn Minuten begegnete ihm ein Bauer.

— Freund, ist Euch ein Wagen begegnet?

Der alte Mann glotzte den hastigen Reiter an.

— Ein Wagen? wiederholte er.

— Nun ja.

— Was für ein Wagen?

— Eine Kutsche mit zwei Pferden.

— Nein, Herr!

— Wohin führt dieser Weg?

— Es ist nur ein Holzweg. Wenn Sie nach dem Schlosse Nieheim wollen, müssen Sie zurück und den ersten Weg rechts nehmen.

Der Fabrikant folgte der Weisung, denn er nahm an, daß der Wagen nach dem Schlosse gefahren sein könne. Ihm lag viel daran, das Ziel desselben kennen zu lernen. Das müde Roß ward in Galop gesetzt. Plötzlich zeigte sich rechts der angedeutete Weg. Der Reiter wollte rasch einbiegen, er verwendete Zügel und Sporen mit aller Kraft . . . die Biegung war zu kurz . . . das schwerfällige Pferd, an Bewegungen dieser Art nicht gewöhnt, stürzte krachend in den ziemlich tiefen Graben, der sich neben dem Wege hinzog. Der Reiter lag betäubt neben seinem stöhnenden Pferde. Ein furchtbarer Schmerz brachte ihn nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein; vergebens bemühete er sich, den Rand des Grabens zu erreichen. Er rief laut um Hülfe. Das Echo des Waldes gab den Ruf zurück.

So mochte eine Viertelstunde verflossen sein, als ein junger Mann auf dem Wege erschien. Kaum hörte er das Wimmern des verwundeten Reiters, als er dem Orte des Unglücks zueilte. Ewald, der einer neuen Ohnmacht nahe war, sprach wimmernd die Bitte um Hülfe aus. Der Zufall hätte keinen bessern Retter herbei-

führen können, denn der junge Mann war Arzt, war Florian Elsner, der von einer seiner Streifereien durch den Wald zurückkehrte. Bald hatte er den Verwundeten auf den Rasen gelegt. Eine rasch angestellte Untersuchung ergab, daß der linke Arm gebrochen war. Der Zufall war noch einmal günstig — zwei Bauern erschienen.

— Helft mir den Verwundeten fortschaffen! rief der Doctor.

— Wohin? fragten die bereitwilligen Landleute.

— In die Mühle am See; sie ist nicht weit.

Der Arzt traf rasch seine Vorbereitungen. Er selbst und einer der Bauern trugen den Verwundeten fort. Dem zweiten befahl er, für das Pferd zu sorgen und es, wenn möglich, nachzuführen.

Eine Viertelstunde später lag der Fabrikant in dem kleinen Giebelzimmer der Mühle. Florian, ein geschickter Wundarzt, begann seine Operation — der Arm ward eingerichtet und verbunden. Mutter Gertrud und Vater Elsner waren dabei behülflich.

— In drei bis vier Wochen werden Sie wieder hergestellt sein, sagte er zu seinem Patienten.

— Nicht früher? fragte bestürzt der arme Fabrikant.

— Ihr Arm muß sorgfältig behandelt werden. Beruhigen Sie sich, es wird Ihnen an Nichts fehlen.

— Ich besitze Mittel, mein Herr, um Ihnen reichlich zu lohnen. Aber wo bin ich denn hier?

Florian gab ihm Auskunft.

— Jetzt bedürfen Sie der Ruhe; machen Sie sich keine Sorgen, fügte er hinzu. Ich übernehme die Cur und verbürge eine glückliche Heilung. Betrachten Sie dieses Zimmer als das Ihrige.

Zwei Stunden später brachte der Bauer das Pferd, das unverletzt geblieben war. Die Landleute entfernten sich, reich belohnt, denn Ewald, der dem Doctor sein Portefeuille übergeben, hatte eine namhafte Summe dazu bezeichnet. Vater Elsner betrachtete mit Stolz seinen Sohn am Krankenbette, und Mutter Gertrud meinte: er hat doch in der Stadt Etwas gelernt.

Fünftes Kapitel.

Der alte Herr von Crusius bewohnte mit seiner Gattin die Theresenruhe, die seit der Hochzeit eine völlige Umwandlung erlitten hatte. Man sah Mägde, Bediente und Kutscher sich im Hofe tummeln, und in dem Stalle standen zwei schöne Pferde, das Hochzeitsgeschenk des Finanzraths. Die Einrichtung war einfach, aber elegant und bequem. Beobachten wir die Lebensweise der Neuvermählten.

Die gnädige Frau trat um neun Uhr in vollständiger Toilette aus ihrem Boudoir. Marianne, die unentbehrliche Zofe, folgte ihr. Beide befanden sich in einem geschmackvollen Salon, dessen Fenster nach dem kleinen Parke hinausgingen. Zu gleicher Zeit erschien Herr von Crusius im Reitcostüm und die Peitsche in der Hand. Es waren kaum vier Wochen seit der Hochzeit verflossen, und schon lebten die beiden Gatten auf einem Fuße, als ob sie lange Zeit verheirathet wären. Marianne ging, um das Frühstück zu besorgen.

— Himmel, wollen Sie denn schon wieder ausreiten? rief Therese.

Der Edelmann warf seine Handschuhe in den Hut und setzte ihn auf einen Tisch.

— Ich muß! antwortete er kalt.

— Sie müssen . . . was zwingt Sie denn, mein lieber Freund?

— Ja, ich muß, antwortete der Gemahl ausweichend; aber erst gegen Mittag.

— Gegen Mittag?

— Nun ja, Sie hören es!

— Demnach werde ich wiederum allein essen müssen! seufzte die alte Dame.

— Ich hoffe, es wird Ihnen eben so gut schmecken, als in meiner Gesellschaft.

Marianne trat mit der Chocolade ein; die Gebieterin verbarg ihre Thränen und schwieg. Das Ehepaar saß an dem mit Silber servirten Tische; aber der Appetit fehlte, jeder war mit seinen Gedanken und Gefühlen beschäftigt. Die gnädige Frau sah schmachtend aus und seufzte, und der gnädige Herr zündete sich eine Cigarre an, der er wahre Rauchsäulen entlockte. Frau Therese erschrak; sie verscheuchte mit ihrem weißen Tuche die aufwirbelnden Rauchwolken. Von Zeit zu Zeit schlürfte sie von der Chocolade. Dann hustete sie, und

verhüllte Mund und Nase. Der Gatte, der ein Taschenbuch hervorgezogen hatte und darin Notizen machte, fuhr ruhig fort zu rauchen, als ob er allein in dem Zimmer wäre. Die zartnervige Gattin schüttelte ihren Lockenkopf und rückte den Stuhl zurück.

— Matthias, rief sie endlich, nehmen Sie denn gar keine Rücksicht auf Ihre Gattin? Sie hören wie ich huste, Sie sehen die Thränen in meinen Augen und hören, daß ich den Stuhl rücke . . .

Herr von Crusius sah erstaunt auf.

— Sie husten, Sie weinen — was ist Ihnen denn, meine Liebe?

— Ihre Liebe! Gehen Sie, gehen Sie! flüsterte die Dame im Tone rührenden Vorwurfs. Ich beanspruche ja nur Freundschaft und Achtung . . . die erstere empfinden Sie nicht, und die letztere setzen Sie ganz außer Augen. Ach, es ist recht traurig! seufzte sie. Heute blasen Sie mir sogar den Rauch Ihrer Cigarre in das Gesicht.

— Das ist es! murmelte der Gatte. Ich habe geglaubt, Sie werden sich nach und nach in meine Gewohnheiten fügen. Vergessen Sie nicht, daß ich ein bejahrter Mann bin . . .

— Aber Sie haben ja doch sonst in meinem Zimmer nicht geraucht!

— Es hat mir Ueberwindung genug gekostet. Doch, das sind ja nur Nebensachen . . .

— O mein Gott, Nebensachen! Mich erfaßt ein Schwindel, ich bekomme Kopfschmerz und werde krank. Matthias, lieber Matthias, ist denn Ihre Gattin Nichts in Ihren Augen? Ich erkaufe gern das Glück, in Ihrer Nähe zu sein, mit einigen Opfern, aber bürden Sie mir nicht zu viel auf.

— Hm! hm! murmelte der Alte.

— Mein Salon ist doch wahrhaftig kein Rauchzimmer! fuhr Therese fort, als sie sah, daß der Gatte eine große Wolke ausblies.

Herr von Crusius legte die Cigarre bei Seite.

— Sie haben Recht, sagte er. Ich werde mich beeilen, das Gespräch zu Ende zu bringen. Hören Sie mich an: als wir uns verlobten, stellten wir uns gegenseitig die Bedingung, daß wir als Freunde leben wollten. Unser Umgang sollte sich in gewissen Grenzen bewegen, damit die gegenseitige Freiheit nicht beschränkt würde. Zu dieser Freiheit rechne ich auch die Beibehaltung der Gewohnheiten, an denen bejahrte Leute besonders hangen. Was beanspruchen Sie nun? Sie wollen mehr als einen Freund, Sie wollen einen girrenden Mann — ich kann mich nicht lächerlich machen! Wollte ich mein Betragen nach Ihrem Wunsche einrichten, ich würde der Welt zum

Spotte werden. Dies gebe ich Ihnen zu bedenken, und ich kann wohl annehmen, daß Sie mich vor einem solchen Loose bewahren wollen. Zeigen wir dem Kreise, dem wir angehören, daß wir eine Verstandesheirath geschlossen haben. Ich halte mein Wort . . . halten Sie das Ihrige!

Therese war stumm vor Entsetzen; sie saß wie eine Statue in ihrem Lehnsessel.

— Und nun zu einem andern Punkte, fuhr der Edelmann ruhig fort. Die Bedingungen unsers Heiraths-Contracts sind von Ihrer Seite noch nicht erfüllt. Ihr Bruder versprach, Sie mit fünfzigtausend Thalern auszustatten, und mir dieses Landgut zuschreiben zu lassen — ich ersuche Sie, die Angelegenheit in den nächsten Tagen zu ordnen. Reisen Sie zur Stadt und sprechen Sie mit Ihrem Bruder, der ohne Zweifel die Sache im Drange der Geschäfte vergessen hat. Mein Stand erfordert, daß ich als selbstständiger Mann auftrete. Diesen Abend werden wir eine kleine Gesellschaft haben. Ich kehre diesen Nachmittag zurück und bringe einige Freunde mit, die wir bewirthen wollen. Geben Sie Befehle, daß die Vorbereitungen dazu getroffen werden.

— Werden auch Damen bei der Gesellschaft sein?

— Nein. Sie wissen, daß ich keine Damenbekanntschaft unterhalte. Auf Wiedersehen, meine liebe Freundin!

Matthias war so galant, seiner Dame die Hand zu küssen, die sie ihm schmerzlich lächelnd reichte. Dann entfernte er sich.

— Mir scheint, flüsterte sie trübselig vor sich hin, daß Louise Recht hat: zu einer glücklichen Ehe gehört mehr als Freundschaft und Hochschätzung. Als ich noch allein in diesem Hause lebte, war ich die Herrin; jetzt muß ich gehorchen, muß die Launen und Gewohnheiten meines Mannes ertragen, der aus der Ehe ein Abhängigkeitsverhältniß schafft. Heute Abend bringt er Gäste, und ich muß sie bedienen. Und dabei nennt man mich gnädige Frau. Diesen einzigen Vortheil habe ich von meiner Gefangenschaft, wenn es ein Vortheil ist.

Sie rief Mariannen und gab Befehle für den Abend. Es war dies die erste Gesellschaft, die auf der Theresenruhe stattfinden sollte. Wie schon so manchen Morgen, befand sich die Dame auch heute allein. Sie war schön geschmückt, und für wen? Für die Domestiken. Die arme Frau befand sich in einer gedrückten Stimmung; es war noch nicht zehn Uhr Morgens, und schon empfand sie Langweile. Sie kam auf den Gedanken, Louisen auf Nieheim einen Besuch abzustatten — aber der Gemahl wollte ja gegen Abend mit seinen Freunden eintreffen . . . durfte sie sich entfernen? Die Pflicht band sie an das Haus, die Pflicht der Gemahlin eines Edelmanns. Aber

hatte sie dagegen auch Rechte? Die Reue über den Schritt, zu dem sie der Ehrgeiz veranlaßt hatte, begann sich zu regen; sie durfte sich nicht einmal darüber aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen.

— Es ist zu spät! seufzte sie. Ich muß dulden und schweigen. Ach, was wird geschehen, wenn mein Mann über mein Vermögen verfügen kann?

Da rollte ein Wagen in den Hof. Gleich darauf meldete ein Diener in himmelblauer Livree:

— Der Herr Finanzrath von Vollmar!

Frau von Crusius eilte dem Bruder entgegen. In dem Vorzimmer warf sie sich ihm an die Brust.

— Es ist gut, daß Du kommst, rief sie fast weinend.

— Wo ist Dein Mann?

— Er ist in Geschäften ausgeritten. Du findest mich allein, wie fast jeden Tag seit meiner Verheirathung.

Beide traten in den Salon.

— Hat denn Dein Mann Geschäfte? fragte der Banquier.

— Er sagt es.

Nun theilte sie ihm das Benehmen und die Forderungen des Herrn von Crusius mit. Der Finanzrath war sehr ernst geworden.

— Ich bin in der Absicht gekommen, diese Angelegenheit zu ordnen, murmelte er. Seine Forderung ist

begründet, denn ich habe ihm das, was er fordert, versprochen.

— Auch mein Landhaus? fragte Therese.

— Es geziemt sich, daß der Mann den Besitztitel erhält. Verbanne alle Gedanken, Therese, ich handle für Dich. Bald wird eine heilsame Veränderung eintreten, verlaß Dich darauf. Unser Stand erfordert es, daß wir die kleinen Mängel in der Familie verdecken. Heute bleibe ich bei Dir . . .

— Diesen Abend giebt mein Mann eine kleine Gesellschaft.

— Gut, so werde ich seine Freunde kennen lernen.

Die arme Frau hatte einen andern Trost von dem Bruder erwartet; jetzt mußte sie sich mit Mahnungen zur Geduld und mit der Aussicht auf Besserung der Verhältnisse begnügen.

Der Morgen verfloß. Die Geschwister speisten allein zu Mittag. Nach Tische ward ein Mann gemeldet, der mit der gnädigen Frau allein sprechen wollte. Diese Forderung erregte Befremden.

— Wer ist der Mann?

— Er wollte seinen Namen nicht nennen, antwortete der Diener.

— Und allein will er mich sprechen?

— Ja, gnädige Frau.

Therese sah ihren Bruder fragend an.

— Empfange ihn, aber in meiner Gegenwart, sagte der Finanzrath.

— Ich habe keine Geheimnisse . . . es mag geschehen!

Der Diener ließ einen einfach, anständig gekleideten Mann eintreten. Kaum hatte ihn der Finanzrath erblickt, als er ausrief:

— Wilson, mein Werkführer!

Wilson war ein Mann von fünfzig Jahren. Sein Haupt mit einer großen Glatze war stark ergrauet. Das weiße Gesicht mit dem gutmüthigen Ausdrucke war von zahlreichen und tiefen Blatternarben zerrissen. An der rechten Schläfe zeigte sich eine lange Narbe, die offenbar von einer Verwundung herrührte. Um die Magerkeit des Gesichts zu verdecken, hatte sich Wilson einen Backenbart wachsen lassen. Sein blaues Auge blickte ruhig unter den starken, buschigen Brauen hervor. Die Lippen waren schmal und farblos. Sein breiter Rücken war etwas gebogen, wie man es bei Arbeitern sieht, die lange und angestrengt beschäftigt sind. Die ganze Erscheinung war die eines rechtlichen Mannes, der Vertrauen erweckt.

— Sie wollen meine Schwester sprechen? fragte der Finanzrath.

Wilson verrieth keine Ueberraschung oder Befangenheit; er verneigte sich und sagte:

— Ja, mein Herr!

— Und allein wollen Sie mich sprechen? fügte stolz die Dame hinzu.

— Wenn es möglich gewesen wäre . . .

— So bin ich wohl überflüssig?

— Nein, Herr Finanzrath; Alles, was die gnädige Frau angeht, geht auch Sie an.

Ueber das Gesicht des Werkführers flog ein leichter Schatten von Ironie, als er sah, daß die Dame ihren Kopf mit den falschen braunen Locken schüttelte und den ernsten Finanzrath verwundert anblickte.

— Was hast Du mit meinem Werkmeister zu schaffen, Therese? fragte er.

— Du siehst mein Erstaunen — nun, wir werden es ja gleich hören.

— Sprechen Sie sich aus, Herr Wilson.

— Ich stehe in Ihren Diensten, Herr Finanzrath, begann der Werkführer, und Sie können mit Recht fragen, warum ich meinen Posten verlassen habe . . .

— Haben Sie denn Ihre Stellung aufgegeben?

— Nein, denn sie ist mir lieb geworden, und ich werde sie so lange ausfüllen, als Sie es mir gestatten.

— So lange Sie mir keinen Grund zur Unzufrie-

denheit geben, wüßte ich nicht, was mich veranlassen könnte, eine Veränderung herbeizuführen. Ich schätze Sie als einen braven Mann und tüchtigen Arbeiter . . .

— Dies zu sein, Herr Finanzrath, ist mein Bestreben gewesen, und ich preise mich glücklich, daß es mir gelungen ist. Aber ich halte es für meine Pflicht, nicht nur Ihrer Fabrik nützlich zu sein, sondern auch Ihrer Familie, und in dieser Absicht habe ich auf einen halben Tag meinen Posten verlassen und die gnädige Frau um eine Unterredung gebeten.

— Mein Gott, was ist es denn? fragte Therese in ängstlicher Spannung.

— Machen Sie sich gefaßt, eine verhängnißvolle Botschaft zu hören.

— Kommen Sie zum Ziele, Wilson! rief der Finanzrath.

— Ich lernte vor langer Zeit, es mögen wohl fünf- bis sechsundzwanzig Jahre seitdem verflossen sein, in London einen Deutschen kennen, der seine Heimath verlassen, weil er unglücklich speculirt hatte. Der Mann war traurig und niedergeschlagen, denn er hatte mit der Heimath auch eine junge Frau verloren, an der er mit Leib und Seele hing. Ich gebe Ihnen zu bedenken, Herr Finanzrath, schaltete Wilson ein, daß ich Ihnen das mittheile, was mir jener Mann erzählt hat, mehr weiß

ich nicht. Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß der junge Deutsche einen offenen Charakter und dabei eine Sorglosigkeit besaß, die an Leichtsinn grenzte. Wenn er fehlte, so fehlte er sicherlich nicht aus Bosheit, sondern aus Schwäche. Dieses Urtheil über ihn bildete sich damals bei mir, nachdem ich ihn einige Monate beobachtet hatte. Wir wurden Freunde. Unsere Freundschaft befestigte sich durch eine Reise, die wir gemeinschaftlich nach Amerika machten. Der junge Mann ward mitunter von einer heftigen Sehnsucht nach der Heimath ergriffen, und ich sah ihn dann in einem Zustande, der mein innigstes Mitleid erregte. In einer vertraulichen Stunde bekannte er mir, daß er einige ihm als Advokat anvertraute Gelder ausgegeben, daß er vergebens auf die Hülfe seiner Frau und seines Schwagers gerechnet, und daß namentlich der Letztere ihn verdammt habe, anstatt die Verlegenheit durch ein kleines Opfer zu beseitigen, wozu ihn die Ehre und Verwandtenliebe hätten bewegen sollen. Um einer schmählichen Criminal-Untersuchung zu entgehen, der man ihn mitleidslos preisgegeben, habe er flüchten müssen. In New-York trennten sich unsere Lebenswege. Fünf Jahre später traf ich den deutschen Advokaten arbeitend an einer Eisenbahn, die man im Süden der Vereinigten Staaten anlegte. Büße ich mein Vergehen nicht herb genug? fragte er bitter. Meine Frau, der zu

Liebe ich das verhängnißvolle Geld, eine elende Summe, ausgegeben, wird jetzt in Luxus und Gemächlichkeit leben. Ich verschaffte ihm einen Schreiberposten bei einem Advokaten in Philadelphia. Zehn Jahre später traf ich ihn in New-York. Sein Prinzipal hatte das Geschäft aufgegeben, weil er von Renten leben konnte. Mein armer Freund handelte nun in den Straßen mit Schwefelhölzern und Stecknadeln, er trieb ein Geschäft, das ihm kaum Obdach und Brod lieferte. Ich unterstützte ihn, so gut ich es vermochte. Von dieser Zeit an unterhielten wir einen Briefwechsel, und ich hatte mehr als eine Gelegenheit, den rechtschaffenen Charakter des armen Menschen kennen zu lernen, der eben so wenig zu einem Advokaten geboren war, als ich zu einem Millionär. Ich bildete mich zu einem tüchtigen Mechaniker aus und ging nach England zurück, um dort meine Kenntnisse und Erfahrungen zu verwerthen. Das Glück war mir nicht hold, ich ging nach Deutschland. Der Briefwechsel mit meinem Freunde ward dadurch nicht unterbrochen. Als ich ihm schrieb, daß ich endlich einen sichern Port gefunden und zwar bei dem Herrn Commerzienrath Vollmar, der später geadelt ward, schrieb er mir zurück, daß ich seinem Schwager diene und daß Madame Therese Rüdiger seine Frau sei. Diesen Brief bekam ich am Tage nach Ihrer Hochzeit, gnädige Frau. Ich schwieg, um Ihnen den

Kummer darüber zu ersparen, daß Sie in einer Doppelehe lebten.

— Rüdiger ist todt! rief der Finanzrath. Ich besitze seinen Todtenschein!

— Hier muß wohl ein Irrthum obwalten, antwortete Wilson demüthig lächelnd.

— Das Document ist von der Behörde ausgestellt.

— Erlauben Sie mir, daß ich fortfahre. Ich schrieb meinem Freunde, daß er sich in der Person irre, denn Frau Therese Rüdiger habe sich mit einem Herrn von Crusius verheirathet; diesen Schritt würde sie doch wahrlich nicht unternommen haben, wenn sie nicht frei gewesen wäre. Auf diesen Brief erhielt ich heute Morgen Antwort aus London; Franz Rüdiger, der übrigens in sehr ärmlichen Verhältnissen lebt, schreibt, daß er kommen würde, um sich von der Identität der Frau von Crusius mit seiner ihm angetrauten Gattin zu überzeugen. Wenn dieser Brief ankäme, sei er von London abgereis't, ich möge also nicht antworten. Nun konnte ich nicht länger schweigen, ich machte mich auf den Weg, und ließ Frau von Crusius um eine Unterredung bitten, um ihr diese für sie vielleicht wichtige Nachricht mitzutheilen.

Die gnädige Frau war einer Ohnmacht nahe. Man sah die Blässe ihres Gesichts unter der Schminke, die Marianne geschickt aufgelegt hatte. Es schien, als ob

sie ersticken wollte. Ein heftiger Thränenstrom brachte ihr endlich ein wenig Luft. Der Finanzrath selbst starrte düster zu Boden.

— Ruhe! Ruhe! murmelte er, indem er aufstand. Ich begreife, daß man von zwei Seiten her Angriffe auf uns unternimmt. Hier oder dort muß ein Betrug verübt werden. Entweder ist der Todtenschein falsch, oder . . . Ihr Brief, Herr Wilson!

Er sah den Werkführer mit durchbohrenden Blicken an. Dieser blieb ruhig, der ausgesprochene Verdacht schien ihn nicht zu verletzen.

— Herr Finanzrath, antwortete er achselzuckend, ich habe meine Pflicht als treuer Diener erfüllt.

— Wo ist der Brief?

— Hier!

Der Banquier prüfte das Papier. Das Postzeichen war richtig und die Handschrift war die des Advokaten Rüdiger, der sich genau so aussprach, wie der Werkführer berichtet hatte. Auf das, was Ernest Constant ihm mitgetheilt, deutete keine Silbe hin. Wilson hatte sich durch seinen Eifer, seine ruhige Umsicht und Redlichkeit ein Recht auf Vertrauen erworben. Wer in diesem Augenblicke den greisen Mann mit dem gutmüthigen, offenen Gesichte gesehen hätte, würde ohne Zögern dem buckligen Ernest Constant den Betrug zugeschrieben

haben, der nothwendig von einer Seite her verübt werden mußte.

— Es giebt ein Mittel, die Sache aufzuklären, sagte Wilson nach einer Pause.

— Nennen Sie das Mittel.

— Sie erwarten Rüdiger, der in kurzer Zeit eintreffen muß.

— Mein Gott! Mein Gott! rief Therese händeringend. Welch ein furchtbares Geschick lastet auf mir! Ich vergehe vor Schaam und Gram, wenn mir Rüdiger entgegentritt.

Schluchzend verhüllte sie ihr Gesicht in den Kissen der Ottomane.

— Und was geschieht dann? fragte der Finanzrath.

— Vielleicht läßt er sich bestimmen, wieder abzureisen, ohne sich zu erkennen zu geben. Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß sein Charakter gut und brav ist, und da ich als Freund Etwas über ihn vermag . . .

— Du bist zu hart gegen ihn, und ich bin zu voreilig gewesen! rief Therese, indem sie ihr thränenfeuchtes Gesicht erhob. Jene traurige Angelegenheit wäre ihm eine heilsame Lehre gewesen . . . hättest Du ihm doch die kleine Summe gezahlt, um die er dich so flehentlich gebeten, wir würden uns heute nicht in der schrecklichen Lage befinden, und ich wäre eine glückliche Frau.

— Gut, Wilson, gut, sagte der Finanzrath, der äußerlich seine Ruhe bewahrt hatte; ich nehme Ihr Erbieten an. Kommt Rüdiger, so empfangen Sie ihn und suchen Sie auf ihn einzuwirken. Ich habe zwar sein Auftreten nicht zu fürchten, da ich die Acquisition jener Papiere nachweisen kann, auf deren Grund die Trauung stattgefunden; aber wir müssen den Eclat vermeiden. Vermitteln Sie die Angelegenheit, und ich werde dankbar sein. Sie sollen als mein Fabrikinspector Ihre alten Tage in Ruhe und Gemächlichkeit verleben. Kann ich auf Ihre Verschwiegenheit zählen?

— Ich gebe Ihnen mein Wort darauf! antwortete treuherzig der alte Mann.

— Kehren Sie jetzt an den See zurück, wir sprechen uns morgen auf Rieheim.

Wilson grüßte und entfernte sich.

— Bruder, Bruder, was hast Du gethan! rief Therese.

— Was jeder Andere an meiner Statt gethan haben würde. Beruhige Dich, Therese, ich besitze Mittel, den Kampf mit dem Menschen zu bestehen. Geld, Geld macht mächtig, und ich besitze Geld, meine Kassen füllen sich täglich. Hat Rüdiger den Muth, sich öffentlich zu zeigen, so ereilt ihn das Gesetz. Uebrigens hoffe ich, die Sache ist nur ein Angriff auf meine Kasse, eine Speculation,

der ich die Spitze bieten kann. Meine Interessen sind die Deinigen — ich verlasse Dich nicht. Vor allen Dingen trage Sorge, daß Dein Mann Nichts erfährt, er würde durch seine Heftigkeit neue Conflicte herbeiführen. Sei stark, Therese, es wird noch Alles gut werden.

Der Finanzrath tröstete, und er selbst war des Trostes und der Ermuthigung bedürftig. Während seine Geschäfte sich in einem blühenden Zustande befanden, während ihm Ehrenbezeigungen von allen Seiten zuflossen, während das Vertrauen, das man allgemein in ihn setzte, täglich wuchs, rüttelte ein unsichtbarer Dämon an seinen innern Verhältnissen. Die Decke, welche über diesen Verhältnissen lag, durfte nicht gehoben werden, die Welt würde sonst ein übertünchtes Grab erblickt haben. Und wie viele Hände streckten sich aus, um sie zu heben! Wäre der Banquier, der sich vom einfachen bürgerlichen Commis bis zum adeligen Millionär emporgeschwungen, weniger ehrgeizig gewesen, er würde weniger gelitten haben. Warum zitterte er? Warum zwang er seine einzige Tochter, an der er mit großer Liebe hing, sich gegen ihre Neigung mit einem Manne zu verheirathen, der offenbar nur des Geldes wegen um sie warb? Warum hatte er vor Jahren den Advokaten vertrieben und jetzt die bejahrte Schwester, auf ihre Eitelkeit bauend, an

einen Mann gekettet, der sich unglücklich machte? Der arme reiche Mann, der König der Börse, der Beglücker der arbeitenden Classe hatte seine ganze Existenz auf ein Verbrechen gebauet. Der Tochter hatte er bereis einen Blick in sein Inneres gestatten müssen . . . er fürchtete, daß er die schwache Therese nun auch zur Vertrauten machen mußte.

Gegen Abend erschien ein Troß Reiter in dem Hofe. Herr von Crusius kam mit seinen Gästen an, fünf Landedelleuten aus der Nachbarschaft. Die Geschwister hatten sich so weit gefaßt, daß sie äußerlich Ruhe zeigten, als die Gäste in den Salon traten.

Herr von Crusius war hoch erfreut, seinen Schwager zu begrüßen, und stellte ihn den Freunden vor, die sich glücklich priesen, dem Crösus die Hand zu drücken.

— Und hier ist meine Gattin! rief der Edelmann.

Das Wort „Gattin" durchschnitt der armen Therese das Herz. Der Gedanke an Rüdiger und an ihre Lage machte sie befangen und wortkarg.

— Was ist Ihnen? murmelte ihr heimlich der Gatte zu.

— Nichts! Nichts!

— Zeigen Sie, daß Sie eine Dame von Adel zu repräsentiren verstehen.

— Der Kopf schmerzt . . . flüsterte die Unglückliche.

— Sie blamiren sich und mich.

— Haben Sie Nachsicht . . .

— Noch auf dem Wege hierher habe ich Sie den Freunden als geistreich und liebenswürdig geschildert . . . ich bitte Sie, strafen Sie mich nicht Lügen!

Therese bemühete sich zu lächeln und stammelte einige unverständliche Phrasen. Die Unterhaltung ward bald allgemein. Der Finanzrath gab sich ihr mit der Zurückhaltung hin, die in seinem Charakter lag. Herr von Crusius spielte den reichen Hauswirth, sprach von großartigen Einrichtungen und Actienunternehmungen, und kommandirte mit lauter Stimme die Bedienten. Therese hatte ihren zweiten Mann so noch nicht gesehen; er war heiter und redselig. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich auch als den galanten Gatten; er richtete verbindliche Worte an seine Frau und küßte ihr die Hand. Die arme Therese! Hätte sie nicht gewußt, daß ihr erster Mann noch lebte, sie würde vielleicht in dieser aristokratischen Gesellschaft einige Stunden glücklich gewesen sein. Aber Rüdiger stand wie ein drohendes Gespenst vor ihrem innern Auge; sie erblickte ihn stets neben dem Herrn von Crusius, wenn er sich ihr näherte. Die Aufmerksamkeiten der Gäste erfüllten sie mit Schrecken; sie fühlte, daß sie an einem Platze stand, der ihr nicht gebührte. Aus dem Benehmen ihres Bruders konnte sie

nur wenig Hoffnung schöpfen, denn der Finanzrath war auffallend ernst und zurückhaltend.

Man setzte sich zu Tische.

— Eine improvisirte Tafel! rief Crusius. Meine Freunde müssen sich mit dem begnügen, was sie bietet. Den nächsten Winter leben wir in der Stadt, dort kann ich die Gäste würdiger bewirthen.

Therese erschrak, denn die Tafel enthielt auserlesene Gerichte und die feinsten Weine. Mehr konnte ein Gourmand erster Classe nicht erwarten. Die Gäste brachten Toaste aus. Man ließ Frau von Crusius und den Finanzrath hoch leben. Zum Desert trugen die Diener schwere Weine auf, zum Schluß kam Champagner. Die Köpfe wurden erhitzt, und die frohe Laune artete in Ausgelassenheit aus.

— Herr Schwager, lallte der Edelmann, ich bin lange nicht so vergnügt gewesen, als heute! Ah bah! Wir begehen ja die Nachfeier meiner Hochzeit. Apropos, wann soll denn endlich die Hochzeit Louise's und Feodor's stattfinden? Sie müssen als Vater ein Machtwort sprechen! Ist denn der Bauerndoctor noch auf der Mühle? Ich werde mich wieder in's Mittel legen und dem Werther eine Lection geben müssen! Es ist ja die höchste Zeit, daß mein Junge heirathet. Apropos, Herr Schwager, ich muß Ihnen da eine Geschichte erzählen,

eine köstliche Geschichte! Mein Feodor besitzt ein Vermögen von — ich glaube dreißigtausend Thalern!

— Sie glauben es? fragte der Banquier.

— Ja!

— Aus welchem Grunde?

— Die Sache ist zwar sehr complicirt, aber nicht schwer zu begreifen.

— Zum Spiele! Zum Spiele! riefen die Gäste, die tumultuarisch den Tisch verließen.

— Ich komme!

— Wo sind Karten?

— In meinem Secretär!

— Hole sie, Freund!

— Herr Schwager, wir spielen Landsknecht — Sie sind von der Parthie. Ein Edelmann muß spielen, und hoch spielen. Das Spiel ist die nobelste Passion! Therese, liebe Gattin, Frau von Crusius . . .

Er umarmte die alte Dame und küßte sie.

— Matthias, Sie sind sehr aufgeregt!

— Die Nachfeier unserer Hochzeit . . . Sie spielen eine Parthie mit uns! Ah, Therese, Sie haben Glück, ich weiß es! Hier ist der Schlüssel zu meinem Secretär . . . holen Sie die Karten!

— Gern, mein lieber Freund!

Frau Therese ging in das Nebenzimmer.

— Herr Schwager, sagte der Finanzrath, der seiner Schwester einen Wink gegeben hatte, Sie sprachen von Feodor . . .

— Ja, ich sprach von meinem Sohne. Er wird bald Rittmeister werden, und da braucht er eine Frau.

— Und Vermögen!

— Das ist wahr; ein Officier ohne Vermögen kommt mir vor wie ein Degen ohne Porteépée. Ah, Feodor besitzt schon dreißig tausend Thaler.

— Wie kam er dazu?

— Er wird noch dazu kommen.

— Aber wie, wie?

— Dafür sorge ich.

— Lassen Sie hören, Herr Schwager.

Der Edelmann leerte sein Glas, dann rief er:

— Mein verstorbener Schwager von Nieheim war ein seltsamer Kauz, aber ein guter Kerl. Hat der Mensch Dummheiten in seinem Leben begangen! Ich begreife einen solchen Charakter nicht. Gott habe ihn selig, den armen Mann! Eine seiner größten Dummheiten ist die: er hat Feodor aus der Taufe gehoben.

— Nennen Sie das eine Dummheit?

— Nein, o nein! Das ist ein schönes, christliches Werk! Die Hauptsache kommt nun: Christian von Nieheim hat seinem Pathen ein Geschenk von dreißigtausend

Thalern gemacht, und das hat kein Mensch gewußt. Ja, der gute Mann hat viel gethan, was Niemand erfahren hat.

— Aber Sie haben es doch erfahren?

Herr von Crusius brach in ein helles Lachen aus.

— Ja, ich habe es erfahren, und zwar erst vor einigen Stunden. Ist das eine närrische Geschichte! Mein Sohn ist reich, und er weiß es nicht!

Für den Finanzrath schien das Gespräch von großem Interesse zu sein; er hielt den berauschten Crusius zurück, um ihn auszuforschen. Beide befanden sich zufällig allein, da die Gäste die Spieltische arrangirten.

— Sprechen Sie leise, Herr Schwager! murmelte er. Feodor besitzt also ein Capital?

— Bald, bald! Zuvor muß ich jedoch einer Diebsgeschichte auf die Spur kommen. Sie können mir helfen, Finanzrath! Ah, es lohnt die Mühe! Wenn die Zinsen von zwanzig Jahren zu dem Capital kommen . . . Himmel, das wird eine enorme Summe! Zwanzigjährige Zinsen von dreißigtausend Thalern! Diese Aussicht macht mich so heiter, daß ich die ganze Welt umarmen möchte.

— Wo steckt das Geld? fragte der Banquier so unbefangen, als es ihm möglich war.

Herr von Crusius ward plötzlich geheimnißvoll.

— Freund, das ist eine kostbare Geschichte! Sie bietet mir zugleich Gelegenheit, meine Rache zu kühlen.

— An wem?

— An der Baronin von Stieglitz.

— Hm! hm! murmelte der Finanzrath.

— Ich habe dieser Frau, die stets von Ehre sprach, nie recht getraut. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen, Freund! Schweigen Sie, damit die Ueberrumpelung vollständig wird. Der Schlag muß kommen wie ein Blitz aus heiterer Luft.

— Sie sagten, ich könne Ihnen helfen?

Frau Therese erschien in diesem Augenblicke.

— Hier sind die Karten! sagte sie mit zitternder Stimme.

Crusius stand rasch auf.

— Zum Spiel! Zum Spiel!

Der Finanzrath lehnte die Einladung ab, Theil zu nehmen; er blieb bei seiner Schwester. Es trat nun nach der Aufregung jene Ruhe ein, die leidenschaftliche Spieler zu beobachten pflegen, selbst wenn sie durch den Wein erhitzt sind.

— Was ist Dir, Schwester? fragte leise der Finanzrath, der sich mit Therese allein befand.

Frau von Crusius sah ängstlich nach dem Spielzimmer. Durch die geöffnete Thür konnte man bemerken, daß das Spiel im Gange war. Die Stimme des Banquier's ließ sich vernehmen.

— Folge mir in mein Kabinet! flüsterte die ängstliche Dame.

— Warum denn?

— Ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen.

Therese nahm eine brennende Kerze und ging ihrem Bruder in das Kabinet voran. Sie schloß die Thür.

— Ich komme an den Secretär, um die Karten zu holen, sagte sie hastig; da liegt ein offener Brief — ich erkenne die Schriftzüge — die Rüdigers . . .

— Wo ist der Brief? fragte bestürzt der Finanzrath.

— Hier.

Die Dame zog ein Papier aus der Tasche ihres Kleides und überreichte es zitternd dem Bruder.

— Rüdigers Handschrift! murmelte er. Das Datum ist neu. Hast Du ihn gelesen?

— Nein! Mir fehlte der Muth. Was kann Rüdiger meinem zweiten Manne schreiben? fragte sie weinend.

— Wir werden es sehen.

Der Finanzrath las:

„Mein Herr!

„Sie plagen sich mit Ihren Gläubigern und nehmen eine alte Frau, um Ihre Schulden zu tilgen — so großer Opfer bedurfte es nicht, denn Sie sind reich, sehr reich, ohne es zu wissen. Sie könnten glauben, man

wolle Sie mystificiren; um Ihnen den Ernst der Sache darzuthun, giebt man Ihnen einige Andeutungen, die Sie nicht bezweifeln werden. Der verstorbene Herr von Nieheim war der Pathe Ihres Sohnes Feodor; er setzte dem Täuflinge eine Summe von dreißigtausend Thalern aus, die gut angelegt wurden. Das Capital sammt Zinsen sollte Herrn Feodor, dem Sohne einer geborenen von Nieheim, ausgezahlt werden, wenn er mündig geworden wäre. Ihnen, dem Vater, sollte die Schenkung ein Geheimniß bleiben, aus einem Grunde, den Sie vielleicht besser errathen, als jeder Andere. Die Erbschaft des Verstorbenen ist längst geordnet und vertheilt; aber Ihr Sohn, der mündig geworden, kennt sein Glück nicht, und wird es auch wohl nie kennen lernen, wenn man ihm die Mittel dazu nicht an die Hand giebt. Jede Nachforschung wird ohne gewisse Beweise, die ich besitze, erfolglos bleiben, man wird Sie selbst, als von einer fixen Idee geplagt, verlachen. Haben Sie Lust, dieses kostbare Geheimniß einzulösen, so finden Sie sich in der Nacht des nächsten Sonntags um 11 Uhr bei der Grotte am See ein, die der Terrasse des Schlosses Nieheim zunächst liegt. Schreiber dieses Briefs wird Sie erwarten. Aber kommen Sie allein; andernfalls werden Sie Niemand finden. Ein tiefes Schweigen wird Ihnen ebenfalls zur Pflicht gemacht. Wundern Sie sich nicht, daß

diesem Briefe die Unterschrift fehlt, die Angelegenheit erfordert die größte Vorsicht. Sie werden einen Kampf mit einem hochgestellten Manne haben.

Der Finanzrath sah mit starren Blicken auf die Zeilen.

— Was enthält der Brief? fragte Therese.

— Er ist von Rüdiger an Herrn von Crusius gerichtet; der Mann muß abgekauft werden, damit er Dir nicht schadet. Noch ist Nichts verloren — aber laß den Brief in meinen Händen. Crusius ist berauscht, er weiß nicht, was er gethan hat und thut. Beruhige Dich, Schwester, ich fechte den Handel aus. Du weißt Nichts von dem Briefe, hast ihn nie gesehen. Wir müssen List anwenden, wenn wir uns von einem gefährlichen Gegner befreien wollen. Noch einmal, Schwester: verliere die Fassung nicht.

Therese versprach, so gleichgültig als möglich zu erscheinen. Die armen Menschen! Mit welchen Opfern hatten sie eine Stellung im Leben erkauft, die ihnen nur Qual und Sorgen bereitete. Der sie umgebende Glanz war ein trügerischer, und die Achtung, die man ihnen zollte, konnte ein Windhauch verwehen.

Die Geschwister suchten zwar ihre seidenen Betten auf, aber sie fanden keine Ruhe. Die Spieler saßen bis zum Morgen an dem Tische. Herr von Crusius hatte einen Verlust von einigen tausend Thalern.

Sechstes Kapitel.

Vater Elsner hatte zwar große Freude an seinem Sohne; aber seine Vermögensverhältnisse gestalteten sich täglich ungünstiger. Der durch den Finanzrath gegen ihn anhängig gemachte Prozeß verursachte ihm große Sorgen. Die herrlich emporblühende Fabrik ließ ihm nur wenig Wasser, und dieses wenige Wasser drohete ihm der Prozeß zu entziehen. Es war eine Unmöglichkeit die Beweise zu liefern, daß durch den Ankauf des Hauses auch die theilweise Benutzung des See's auf ihn übergegangen sei. Das Haus war nicht von jeher eine Mühle gewesen. Verlor der Müller den Prozeß, wie es den Anschein hatte, so mußte er durch die Bezahlung der erwachsenen Kosten ein armer Mann werden. Florian konnte sich nicht entschließen, Europa zu verlassen, denn er sah ein, daß die alten Eltern seiner bedürfen würden. Er hoffte, Louisen's Entschluß zu ändern. Was aber hatte er ihr vorzuschlagen? So viel Pläne er auch entwarf, keiner erschien

ihm ausführbar. Die Erwerbung einer ärztlichen Praxis, lag sie auch in der Ferne und war sie auch mit Schwierigkeiten verknüpft, schien ihm das sicherste Mittel, sich eine selbstständige Existenz zu sichern.

Louise hatte, nach der verhängnißvollen Unterredung mit dem Vater, ihm geschrieben, er möge das Schloß nicht wieder betreten, da sie Grund habe, für ihn zu fürchten; dafür aber würde sie einen Besuch in der Mühle abstatten. Er möge sich, hatte sie hinzugefügt, keine Sorgen machen, was auch geschehen würde; die erste Unterredung wolle sie selbst herbeiführen. Den Schluß des Briefes bildete die Versicherung ihrer Liebe und Treue.

Die Behandlung des Patienten, den ihm der Zufall zugeführt, gewährte ihm eine heilsame Zerstreuung. Die Cur ging glücklich von statten. Zwischen dem Arzte und dem Patienten hatte sich in kurzer Zeit ein freundschaftliches Verhältniß gebildet. Ewald Börner war von Dankbarkeit durchdrungen, und Florian hatte den Leidenden liebgewonnen.

Wir treffen Beide in dem kleinen Giebelzimmer.

Der junge Fabrikant saß in einem Lehnstuhle, den Arm in der Binde tragend. Durch das geöffnete Fenster zog eine stärkende Luft vom See herüber.

— Sie sind nachdenkend, zerstreut, sagte der Arzt; was läßt sich thun, um Sie zu erheitern? Sprechen Sie

sich offen aus — diese Stimmung paßt nicht für einen Reconvalescenten. Liegt Ihnen die Besorgung eines Geschäfts am Herzen, soll Jemand Nachricht von Ihrem Befinden erhalten . . .

— Herr Doctor, Sie sind ohne Zweifel in dieser Gegend bekannt, unterbrach ihn Ewald.

— Ich bin hier aufgewachsen.

Der Leidende lächelte.

— Wie soll ich nun beginnen, um Ihnen meinen Zustand klar zu machen? Ich fühle das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen, und doch . . .

— Was hält Sie ab, Herr Börner?

— Meine Unkenntniß gewisser Dinge.

— Das klingt paradox.

— Wohl wahr; aber es ist so. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich liebe.

— Ah, ist es das? Sind Sie glücklich in Ihrer Liebe? fragte der Doctor mit einem Seufzer.

— Ich weiß es nicht! antwortete der Fabrikant, ebenfalls mit einem Seufzer. Der Sturz mit dem Pferde hinderte mich, Gewißheit darüber zu erlangen.

— Demnach lebt Ihre Geliebte in dieser Gegend?

— Auch das weiß ich nicht.

Der Arzt sah den Fabrikanten verwundert an.

— Ich will mich Ihnen offen mittheilen, begann

Ewald nach einer Pause. Können Sie mir auch nicht helfen, so verschaffen Sie mir doch eine heilsame Erleichterung.

— Erzählen Sie! Aber ohne Aufregung . . .

— Ich werde mich bemühen, ruhig zu bleiben.

Beide saßen am Fenster, als Ewald begann:

— Auf einer meiner Geschäftsreisen übernachtete ich in dem Städtchen D., einer freundlichen, fürstlichen Residenz. Es war Sonntag. Um die Zeit bis zum Abendessen auszufüllen, besuchte ich den fürstlichen Park, der mir als eine neue Anlage gerühmt war. Unter den Spazirgängern fielen mir zwei Damen auf, die mit besonderem Interesse die wirklich reizenden Anlagen betrachteten. Ich hörte, daß sie italienisch sprachen. Die ältere mit greisem Haare war eine verblühete, aber immer noch imposante Schönheit; die jüngere eine kaum erblühete Blume voll wunderbarer Anmuth. Erlassen Sie mir die Beschreibung und glauben Sie, daß ich wie angewurzelt stand, um das reizende Geschöpf zu betrachten. Ich mag wohl eine etwas alberne Figur abgegeben haben, denn die beiden Damen lächelten, als sie mich erblickten. Trotzdem vermochte ich nicht mich zu trennen; ich hielt mich so, daß ich sie stets beobachten konnte. Die ältere war sehr bleich und schien leidend zu sein. Die jüngere, die ich Adele nennen hörte, sah mich unbefangen und

mit wohlgefälligen Blicken an. Sie verließen den Park — ich folgte. Zu meiner freudigen Ueberraschung betraten sie dasselbe Hotel, in dem ich wohnte. Abends traf ich mit ihnen an der Table d'hôte zusammen. Die Unterhaltung war bald angeknüpft, und ich hörte, daß Beide eben so fließend deutsch sprachen, als sie in dem Parke italienisch gesprochen hatten.

Nach Tische legte man uns das Fremdenbuch vor; die Dame schrieb: „Julie Bertram aus Genf, und Tochter." Am folgenden Morgen hörte ich, daß die Mutter unwohl sei. Die dadurch verursachte Verzögerung der Weiterreise machte mir eine Annäherung an Adele möglich. Nach drei Tagen schon hatte ich ihr den Eindruck gestanden, den ihr erstes Erscheinen auf mich gemacht. Sie lächelte zwar darüber, gab mir aber die Erlaubniß, mich ihr ferner zu nähern, wenn ich vermeiden wolle, daß es die Mutter bemerke, die sehr reizbar sei und die Bekanntschaft mit Männern hasse. Ich gab also vor, daß mich Geschäfte an D. fesselten. Da ich mein eigener Herr war, konnte ich nach Belieben über meine Zeit schalten. Die reizende Adele hatte mich völlig gefesselt, ich fühlte, daß eine Trennung von ihr mein Unglück sein würde. Schon längst hatte ich daran gedacht, mir eine Lebensgefährtin zu wählen; jetzt war meine Wahl getroffen. Ein Fabrikant, dachte ich, der ein blühendes Geschäft

besitzt, kann überall anklopfen. Ich nahm mir fest vor, um Adele zu werben, zumal da ich ihr Wohlgefallen an mir bemerkte. Mit einer Art Aengstlichkeit bat sie mich, in Gegenwart der Mutter sehr vorsichtig zu sein und Alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit derselben rege machen könne. Ich versprach es und gab ihr zugleich meine ernste Absicht zu erkennen, sie heimzuführen. Wie bei jeder Geschäftsangelegenheit ging ich auch bei der meines Herzens rasch zu Werke. Adele nahm mein Geständniß so auf, daß ich Alles hoffen durfte. Nach acht Tagen konnte ich der Mutter einen Dienst leisten. Die kränkliche Dame suchte zur Fortsetzung ihrer Reise einen Wagen, da die Fahrt auf der Eisenbahn zu angreifend für sie war. In dem ganzen Städtchen war keiner aufzutreiben. Ich bot ihr den meinigen an, einen eleganten und bequemen Reisewagen. Sie wollte ihn kaufen, und ich verkaufte ihn, trotzdem ich ihr gern ein Geschenk damit gemacht hätte. Da ich mit Extrapostpferden reiste, kaufte Frau Bertram zwei Pferde, die leicht zu erhalten waren. Sie wollte so bequem und zwanglos als möglich reisen.

Wir verließen D. Die beiden Frauen zu Wagen, ich zu Pferde. Ich folgte ihnen wie ein Schatten, um das Reiseziel zu erfahren, das Adele selbst, wie sie versicherte, nicht wußte. Fast täglich hatte ich Gelegenheit,

die Geliebte zu sehen und zu sprechen; daß sie mir dabei entgegenkam, bedarf wohl keiner Erwähnung. Es war mir lieb, daß die Reise langsam von Statten ging. Oft legten wir täglich nur zwei oder drei Meilen zurück. Meine Geduld war unerschöpflich, denn ich liebte mit ganzer Seele. Bald auch gestand mir Adele, daß eine Trennung von mir sie unglücklich machen würde. Ueber ihre Verhältnisse beobachtete sie ein hartnäckiges Schweigen, und mir lag auch nicht daran, sie kennen zu lernen, denn ich wollte die Geliebte heimführen, selbst wenn sie blutarm wäre, und hätte die Mutter gern mit in den Kauf genommen.

Es gelang uns, Frau Bertram zu täuschen. Wir wohnten stets in einem und demselben Gasthause; aber nie hat sie mich gesehen.

— Aus welchem Grunde wollte die junge Dame ihre Neigung verschwiegen wissen? fragte der Arzt.

— Ich kenne ihn heute noch nicht, und werde ihn auch wohl nie erfahren! fügte Ewald mit einem Seufzer hinzu.

— Verlieren Sie die Hoffnung nicht, tröstete Florian; kann ich Ihnen nützlich sein, so zählen Sie auf mich. Fahren Sie fort.

— Wir kamen endlich in R. an. Hier schien Frau Bertram einen längern Aufenthalt nehmen zu wollen; Adele theilte mir mit, daß die Mutter davon gesprochen

habe. Ich drang darauf, mich ihr endlich vorzustellen, denn ich könne ihr, da ich in hiesiger Gegend ansässig sei, vielleicht nützlich werden. Adele erschrak über diese Zumuthung; sie versicherte, daß Alles zu fürchten sei, wenn die Mutter unser zärtliches Verhältniß ahne. „Wie soll das enden?“ fragte ich. „Vertrauen Sie mir, war die Antwort, ich werde Ihnen den günstigen Zeitpunkt andeuten. Es walten Verhältnisse ob, die mich zu dieser Heimlichkeit zwingen. O, so glauben Sie mir doch, daß ich Sie wahrhaft liebe!“ Mit dieser Erklärung mußte ich mich beruhigen.

Eines Tags sprach ich die Geliebte flüchtig auf dem Corridor.

„— Ewald, flüsterte sie, ich habe eine Bitte an Sie zu richten.

„— Sprechen Sie, Adele; Sie wissen, daß ich alle Ihre Wünsche gern erfülle.

„— Wir werden von Zeit zu Zeit kleine Ausflüge in die Umgegend machen.

„— Nun? fragte ich gespannt.

„— Folgen Sie uns nicht.

„— Adele!

„— Schöpfen Sie schon wieder Mistrauen?

„— Ich kann diesen schrecklichen Zustand nicht länger ertragen.

„— Wäre es mir möglich, ihn zu beseitigen, ich würde nicht einen Augenblick zögern.

„— Klären Sie mich so weit auf, daß ich mich beruhigen kann! bat ich dringend.

„— Sie verlangen Unmögliches; muß ich doch blindlings meiner Mutter folgen, deren Absichten ich nicht einmal errathen kann. Daß uns das Ordnen von Familienverhältnissen in diese Gegend führt, ist Alles, was ich weiß.

„— So müssen Sie doch eine Familie hier kennen...

„— Ich kenne und weiß Nichts! versicherte mit aufrichtiger Miene das reizende Mädchen. Die Mutter weicht jeder meiner Fragen aus . . . Bei ihrer großen Reizbarkeit muß ich mich hüten . . .

„— Adele, ich fordere ein Versprechen von Ihnen.

„— Ich erfülle es, wenn ich kann.

„— Sie reisen nicht ab, ohne mir es zu sagen.

„— Das verspreche ich! rief sie eifrig. Sie werden von jeder Veränderung Nachricht erhalten. Sehen Sie uns ausfahren, ohne daß ich Sie davon in Kenntniß gesetzt habe, so bleiben Sie ruhig, denn wir werden sicher zurückkehren. Aber folgen Sie uns nicht, wenn Sie den Verdacht meiner Mutter nicht erwecken wollen, die sich seit unserer Ankunft in dieser Stadt in einer seltsamen Stimmung befindet. Ihre Aufregung, ihr Thun und

Treiben machen mir große Angst. Ach, vielleicht kommt die Zeit, daß ich mich Ihrem Schutze anvertrauen muß.

Adele entfernte sich, indem sie ihre Thränen trocknete. Ich beschloß, der Geliebten zu vertrauen, aber vorsichtig zu wachen. Das Geheimnißvolle, das die beiden Frauen umgab, hatte für mich einen eigenen Reiz; ich lebte in einer fieberhaften Aufregung. Die Spazirfahrten, von denen Adele gesagt, fanden wirklich statt. Die Damen verließen am Morgen das Hotel, und kamen oft spät Abends erst zurück. Ich sah selbst, daß Frau Bertram von einem bescheiden gekleideten Manne Besuche empfing. Sie lebte so still und zurückgezogen, daß außer mir, dem aufmerksamen Beobachter, wohl Niemand ihre Anwesenheit kannte.

Das längere Verbleiben in der Stadt, die ich nicht zu verlassen wagte, machte eine Correspondenz mit meiner Fabrik nöthig. Die Geschäfte, die sich gehäuft, nahmen meine Thätigkeit in Anspruch. Jetzt erst vermißte ich ein Paket Papiere, unter denen sich auch ein Document befand, dessen ich rasch bedurfte, wenn ich nicht einen bedeutenden Verlust erleiden wollte. Ueber meine Liebe hatte ich Alles vergessen. Wo waren nun die für mich sehr wichtigen Papiere? Ich erinnerte mich, daß ich sie in einem geheimen Fache meines Reisewagens aufbewahrt hatte. In der Eile, mich der Mutter Adele's gefällig

zu zeigen, hatte ich sie vergessen. Es war gegen Abend, als ich diese Entdeckung machte. Wie sollte ich nun Gewißheit erlangen? Ich eilte die Treppe hinab, um in die Wagenremise zu gehen. Der Wagen stand angespannt im Hofe; der Kutscher wartete seiner Herrschaft. Zugleich erschienen Frau Bertram und Adele, die eine Abendspazirfahrt machen wollten. Die Tochter mochte mich bemerkt haben.

„— Mutter, rief sie, der Abend wird kühl, ich werde meinen Mantel mitnehmen.

„— So hole ihn. Verschließe das Zimmer vorsichtig.

Frau Bertram stieg ein, Adele hüpfte die Treppe hinan. Ich folgte ihr. Auf dem Corridor trafen wir uns. Ich sagte ihr von den Papieren, deren ich heute noch bedurfte. Sie sann einige Augenblicke nach.

„— Haben Sie diesen Abend Zeit zu einem Spazirritte? fragte sie.

„— Ja!

„— Gut, so folgen Sie uns.

„— Wohin?

„— Nach dem Schlosse Nieheim.

„— Ich kenne es.

„— Am See zwischen der Mühle und dem Schlosse wird unser Wagen halten. Wenn Sie um elf Uhr eintreffen, finden Sie mich allein.

„— Und Ihre Mutter?

„— Hat Geschäfte in dem Schlosse. Wir können in der Zeit gemeinschaftlich den Wagen durchsuchen.

„— Ich finde mich ein.

„— Auf Wiedersehen, mein lieber Ewald! Vorsicht! Vorsicht!

Sie holte den Mantel und verschwand. Ich traf meine Vorbereitungen. Eine halbe Stunde später verließ ich mit einem berittenen Führer die Stadt. Wir richteten uns so ein, daß wir um die bestimmte Stunde am Rafssee sein konnten. Die Aussicht, ein halbes Stündchen mit der Geliebten zu plaudern, hatte mich so froh gestimmt, daß ich an die Papiere kaum noch dachte. Der Abend war klar und hell. Wir kamen in das Gehölz. Mein Führer schlug verschiedene Wege ein, um die Hauptstraße zu vermeiden, auf welcher der Wagen fuhr, wie wir vermutheten. Ein böser Stern waltete über uns — wir verfehlten den rechten Weg, und kamen nach Mitternacht beim See an. Von einem Wagen habe ich keine Spur gesehen. Mißmuthig kehrte ich zur Stadt zurück, die ich am hellen Morgen erst erreichte. Mittags sprach ich Adele, die sich zu einer neuen Ausfahrt anschickte.

„— Sie sind diese Nacht sehr spät eingetroffen! sagte sie schmollend.

„— Ich beklage mein Mißgeschick; der Führer hatte den rechten Weg verfehlt.

„— Es freut mich, daß ich Ihnen die Papiere noch einhändigen konnte, die ich in einem Kasten unter dem Sitze fand, als meine Mutter sich entfernt hatte.

„— Sie haben mir Papiere gegeben? fragte ich überrascht.

„— Aus dem offenen Wagen . . . der Kutscher schlief . . .

„— Sie irren, Adele!

„— Unmöglich! rief sie rasch.

„— Ich habe weder Sie, noch den Wagen gesehen!

„— Ewald, diesen Scherz! Meine Mutter, die aus dem Schlosse zurückkehrte, war dicht hinter Ihnen . . . Sie verbargen sich in dem Schilfe des See's, nachdem Sie hastig das kleine Paket in Empfang genommen.

Mein Erstaunen läßt sich nicht beschreiben.

„— Ich schwöre Ihnen, daß ich ein Paket nicht erhalten, daß ich überhaupt den Wagen nicht gesehen habe!

„— Und ich schwöre Ihnen, daß ein junger Mann in Hut und Mantel, wie Sie, aus meiner Hand die Papiere empfangen hat.

Wir sahen uns bestürzt an. Weitere Erklärungen zu geben, verhinderte uns das Erscheinen der Mutter, die mit drohenden Blicken an uns vorüberging. Adele folgte

ihr, nachdem sie mir einen Gruß zugenickt hatte. Die Damen machten ihre Ausfahrt, und kehrten Abends zurück. Ich sah die Geliebte nicht wieder. In der Nacht, die ich unruhig verbrachte, faßte ich den Entschluß, mich der Mutter ohne Weiteres zu nähern. Bin ich nicht ein wohlhabender Fabrikant? Genieße ich nicht allgemein eines guten Rufs? Warum soll ich Anstand nehmen, der Frau Bertram unter die Augen zu treten? fragte ich mich.

Gegen Morgen erst war ich eingeschlafen; die Sonne schien durch die Fenster, als ich erwachte. Ich machte sorgfältig Toilette und rief den Kellner, der mich bei den Damen anmelden sollte. Zu meinem Schrecken hörte ich, daß sie ausgefahren seien.

„— Sind die Damen abgereis't? fragte ich, denn die Ueberraschung von der Mutter hatte Befürchtungen in mir erweckt.

„— Wohl nicht, da die Sachen zurückgeblieben sind, war die tröstende Antwort.

Ich gab dem Kellner Geld und den Auftrag, mir sogleich zu melden, wenn der Wagen zurückkäme. Spät Abends erhielt ich diese Meldung. Ich eile in den Hof, — der Wagen war leer. Man hatte ihn geschickt, um die Sachen der Reisenden zu holen und die Rechnung zu bezahlen. Ich wende mich an den Kutscher, erhalte aber keine Antwort. Es war klar, daß die Mut-

ter die Fortsetzung meines Verhältnisses zu der Tochter verhindern wollte. Ach, erst jetzt sah ich ein, wie begründet Adele's Besorgniß gewesen. Schon früh am nächsten Morgen fuhr der Wagen wieder ab. Ich bestieg mein Pferd und jagte ihm nach, denn ich wollte Gewißheit um jeden Preis erhalten. In dem Walde hatte ich das Unglück, zu stürzen — nun wissen Sie Alles!

Florian hatte bis zu diesem Augenblicke ruhig zugehört; jetzt erhob er sich und ging einigemal durch das Stübchen. Ewald stützte mit dem gesunden Arme nachdenkend den Kopf.

— Sie erzählten mir, sagte nach einer Pause der Arzt, daß Sie Papiere in dem Wagen zurückgelassen hätten?

— Ja.

— Bezeichnen Sie mir diese Papiere näher. Nehmen Sie keinen Anstand; ich fordere Sie nicht aus Neugierde dazu auf. Mein Versprechen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann, werde ich halten. Und ich kann es nur, wenn Sie ganz offen sind.

Der Fabrikant schien unschlüssig zu sein.

— Mein lieber Freund, antwortete er, ich mißtraue Ihnen durchaus nicht; aber ich kann meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Sie eine Bezeichnung jener Papiere fordern, die Adele, wie sie mir

gesagt, einem jungen Manne übergeben hat, der wie ich gekleidet war.

— O, so sprechen Sie doch! rief ungeduldig der Doctor.

— Außer einigen Geschäftsbriefen vermisse ich eine Anweisung von tausend Thalern auf den Finanzrath Vollmar. Ich vermuthe wenigstens, daß sich diese Anweisung bei den Briefen befindet.

— Ist das Alles?

Ewald ward verlegen.

— Nun, so will ich Ihnen denn Alles beichten! rief er aus.

— Beichten Sie, ich werde verschwiegen sein.

— Die Anweisung lag mir weniger am Herzen als ein Paket Briefe, die ich von einer Dame empfangen habe; sie geben Zeugniß von einer jener Liebeleien, die man im Leben wohl zu unterhalten pflegt. Ich fürchtete, daß sie in die Hände Adele's oder der Mutter fallen würden, und darum mußte ich mich ihrer so rasch als möglich versichern.

— Frau Bertram reis'te Abends nach Nieheim ab?

— Es dämmerte schon.

— So haben die Damen die Briefe nicht lesen können, denn vor zwölf Uhr befanden sie sich schon in meinen Händen. Hier sind sie.

Florian erschloß einen Wandschrank, holte die Papiere hervor und legte sie auf den Tisch. Auch die Anweisung befand sich dabei. Er erzählte, daß er, von einer Reise zurückkehrend, an dem See vorbeigekommen, den Wagen gesehen und, wie der Leser weiß, das Paket von einem jungen Mädchen erhalten habe. Jede Einzelheit dieser Scene theilte er mit; die Ereignisse bei dem Mausoleum in dem Schloßparke und daß Adele's Mutter dort gewesen, verschwieg er aus Gründen, die wir bald erfahren werden. Ewald's Ueberraschung war nicht minder groß, als seine Freude.

— Dem Himmel sei Dank, rief er, daß Adele diese Briefe nicht gelesen hat. Es wäre mein Unglück, wenn ich sie nicht wiedersähe oder wenn ich abgewiesen würde. Ich fühle, daß ich ihr in aufrichtiger Liebe zugethan bin. Haben Sie keine Ahnung von dem Aufenthalte der beiden Frauen?

— Keine, trotzdem ich seit jenem Abende Alles aufgeboten, sie zu erforschen, um die Papiere, die ich leichtsinnig genommen, zurückzugeben.

— Sie hat der glücklichste Zufall von der Welt geleitet, mein lieber Freund! sagte Ewald. Ohne Sie würde Adele ein Geheimniß kennen gelernt haben, das ihre Neigung von mir abgewendet hätte. Es fehlt nicht ein Blatt, fügte er hinzu, nachdem er die einzelnen Schriftstücke gezählt hatte.

— So ist das Alles, was Sie dem Wagen anvertraut haben? fragte der Doctor.

— Ja.

— Behalten Sie Ihr Eigenthum.

— Bis auf dieses Papier.

— Was ist es?

— Die Anweisung auf den Finanzrath von Vollmar.

— Nun?

— Sie müssen sie annehmen, lieber Doctor!

— Verzeihung, Herr Börner . . .

— Ich kann meinen Arzt und Pfleger nicht genug belohnen; was wäre aus mir geworden, wenn Sie sich meiner nicht angenommen hätten?

— Ich erfülle eine Pflicht, die jeder Christ geübt haben würde.

— Ganz recht. Aber der Arzt lebt von seiner Praxis.

— Wohl wahr . . .

— Und wollen Sie einen Mann pflegen und beköstigen, der zahlen kann?

— Die Summe ist zu groß.

— Erlauben Sie mir, daß ich nach meinen Verhältnissen Ihre Kunst bezahle. Sie sind ein guter Arzt, aber ein schlechter Geschäftsmann. O so nehmen Sie doch und zwingen Sie mich nicht, meinen Aufenthalt in Ihrem Hause abzukürzen, das ich so lieb gewonnen habe.

Der Fabrikant sprach so überzeugend, daß der Arzt, der seiner armen Ältern gedachte, endlich einwilligte, die Anweisung anzunehmen. Es war das erste Honorar, das er erworben hatte.

Das Paket, das ihm Adele gereicht, enthielt zwar noch andere Papiere, da sie aber dem Fabrikanten nicht gehörten, so schwieg der Arzt aus Rücksicht für Louise davon. Wie aber waren sie in den Wagen gekommen? Hatte Adele gewußt, daß sie für ihn und vorzüglich für Louise von unschätzbarem Werthe waren? Ihm selbst lag unendlich viel daran, die Dame zu sprechen; aber so viel er auch in der ganzen Gegend gesucht, sie war nicht aufzufinden gewesen. Als er den verunglückten Ewald im Walde gefunden, war er von einer jener Nachforschungen zurückgekehrt, die er zu diesem Zwecke täglich anstellte. Die Erzählung seines Patienten gab ihm einige Hoffnung, und unter dem Vorwande, ihm nützlich zu sein, entfernte er sich am nächsten Morgen wieder, kehrte jedoch unverrichteter Sache zurück.

Siebentes Kapitel.

Auf der Theresenruhe herrschte eine trübe Stimmung nach der heiter durchwachten Nacht. Herr von Crusius ward erst bei dem Mittagsessen sichtbar, das man um drei Uhr einnahm. Er gab sich vergebens Mühe, seine übele Laune zu verbergen.

— Was ist Ihnen, Herr Schwager? fragte der Finanzrath, der sich zu beherrschen wußte.

— Ich habe Unglück im Spiele gehabt.

— Wenn es nur das ist! Verfügen Sie über die Mitgift Ihrer Frau. Mein Rechtsanwalt hat Auftrag die Angelegenheit zu ordnen. Sie leben mit meiner Schwester in Gütergemeinschaft und verwalten das Vermögen. Heute bin ich Ihr Gast; morgen oder übermorgen sind Sie der meinige in der Stadt. Was beginnen Sie heute?

— Ich erwarte meinen Sohn, darum muß ich bleiben; morgen werde ich mit ihm zur Stadt zurückreiten.

— Recht so! sagte zufrieden der Banquier. Ich fahre diesen Abend nach Nieheim und bringe ihm übermorgen meine Tochter mit. Feodor kann sich als Louise's Verlobten betrachten. Sind Sie zufrieden?

— Vollkommen, Herr Schwager!

— Haben Sie mir sonst noch in Bezug auf Ihren Sohn eine Mittheilung zu machen?

— Nichts, als daß der gute Bursch sich sehnt, endlich seine Geliebte zu besitzen. Man spricht in dem Officiercorps davon; es ist Zeit, daß die Verlobung proclamirt wird.

— Louise erwartet mich, diesen Abend werde ich die letzte Unterredung mit ihr haben. Sie ist noch ein halbes Kind .... seien wir nachsichtig mit ihr. Nun habe ich eine Bitte an Sie, Herr Schwager.

— Sprechen Sie.

— Sie bleiben heute und diesen Abend zu Hause?

— Ja!

— Sollte eine Depesche eingehen, die ich mir nachzusenden befohlen habe, so expediren Sie sie durch einen reitenden Boten nach Nieheim.

— Verlassen Sie sich auf mich!

— Sollte es jedoch irgend wahrscheinlich sein, daß Sie sich entfernen müßten, so legen Sie sich keinen Zwang an; ich werde Vorkehrungen treffen ...

— Nein, nein, ich bleibe heute sicher zu Hause! sagte entschieden der alte Edelmann. Nicht wahr, Therese, Sie sind damit einverstanden? fragte er galant.

Die Dame antwortete durch ein schmerzliches Lächeln; sie begriff, daß die nahe Aussicht auf ihr Vermögen den Mann heiter und gefügig machte.

Der Finanzrath dachte:

— Er hat den Brief in trunkenem Zustande erhalten und gelesen, und erinnert sich desselben nun nicht mehr. Mir bleibt das Feld frei, um zu handeln.

Herr von Crusius benahm sich wirklich so, daß diese Ansicht gerechtfertigt erschien; er sprach lebhaft über die Verbindung seines Sohnes mit Louise und freuete sich der immer enger sich schließenden Familienbande. Der Banquier war zufrieden; er ermahnte seine Schwester zur Ruhe und Vorsicht, bestieg seinen bequemen Wagen, rief dem Herrn Schwager ein Lebewohl zu, und fuhr ab. Zwei Stunden später befand er sich auf seinem Schlosse Nieheim. Er suchte zunächst den Verwalter auf, den er in seinem Zimmer antraf. Biber war noch sehr leidend; mühsam erhob er sich aus seinem Stuhle, als der Schloßherr eintrat. Die große Lampe brannte bereits auf dem Tische.

— Verzeihung, Herr Finanzrath, wenn ich Sie nicht gebührend empfangen kann; die traurige Krankheit plagt

mich in diesem Jahre so arg . . . aber meine Hochachtung und Ergebenheit glaube ich dennoch bethätigen zu können . . .

— Ich bin von Ihrem guten Willen überzeugt, wie ich es von Ihrer Fähigkeit bin, mir zu nützen! sagte der Finanzrath, indem er dem Kranken die Hand reichte. Bleiben Sie an Ihrem Platze; ich werde unsere Unterredung möglichst abkürzen.

— Ihre Güte, gnädiger Herr, rührt mich tief! murmelte Biber. Erlauben Sie mir nun, daß ich Bericht erstatte.

— Zur Sache denn!

— Unser Prozeß mit dem Müller ist so gut als gewonnen; er kann den Beweis nicht liefern, daß er mehr gekauft hat, als die Gebäude. Mir aber ist es gelungen, rechtsgültig darzuthun, daß nie die Mahlgerechtigkeit auf jenem Grundstücke gehaftet hat, daß es vielmehr nur eine Vergünstigung von dem seligen Herrn von Nieheim war, wenn Elsner Wasser aus dem See leiten konnte. Diese Vergünstigung ist dadurch aufgehoben, daß der See in Ihren Besitz übergegangen. Sie sind nicht verpflichtet das zu dulden, was Ihr Vorgänger geduldet hat. Das Erkenntniß des Gerichts muß in nächster Zeit publicirt werden.

— Gut, Biber, führen Sie die Sache bis zu Ende.

— Es ist Zeit, denn wir brauchen das volle Wasser für die Fabrik, die kaum die Bestellungen effectuiren kann, die täglich eingehen. Wilson beklagt sich bitter über den Verlust an Wasser, den der starrköpfige Müller uns zufügt.

— Da Sie von Wilson sprechen — sind Sie mit ihm zufrieden, Biber?

— Vollkommen, wir konnten uns keinen bessern Werkführer verschaffen; er sucht eine Ehre darin, die besten Fabrikate zu liefern. Wie man sie sucht und bezahlt, wissen Sie. Außerdem ist Wilson ein streng rechtlicher Mann, der das Vertrauen verdient, das Sie in ihn setzen. Sein Wort ist ihm heilig; er hält sich dadurch mehr für gebunden, als durch einen Contract.

— Ich habe Pläne mit dem Manne, fuhr der Finanzrath gleichgültig fort.

— So, Pläne!

— Was wissen Sie von seiner Vergangenheit?

— Wilson ist von Geburt ein Engländer, ein Mechaniker, und stammt, so viel ich weiß, aus London. Seit einer langen Reihe von Jahren hält er sich in Deutschland auf, wo er bald hier, bald dort Fabriken eingerichtet. Der Mann ist ordentlich und sparsam, und muß ein kleines Vermögen besitzen. Als ich mich nach einem Werkführer für unsere Fabrik umsah, ward er mir von einem Freunde empfohlen, und wenn ich auch mit

den strengsten Augen urtheile, so muß ich ihm das Zeugniß geben, daß er der Empfehlung mehr als entsprochen hat. Wilson hat Lust, Ihr Werkführer zu bleiben, so lange er arbeiten kann.

Dieses Zeugniß befriedigte den Finanzrath; er brach das Gespräch ab. Der Schloßverwalter berichtete nun noch über einige Wirthschaftsgegenstände und bat um Genehmigung mehrer nothwendig gewordenen Reparaturen, die ihm sofort ertheilt wurde.

— Wie geht es mit meiner Tochter? fragte zögernd der Banquier.

— Gut, recht gut, gnädiger Herr. Das liebe Fräulein lebt genau, wie es der Arzt vorgeschrieben hat. Sie ahnt nicht, daß ich sie beobachte. Die junge Dame scheint von ihrer Verirrung zurückgekommen zu sein. Morgens und Nachmittags macht sie Spazirgänge durch den Park, die übrige Zeit des Tags bleibt sie in ihrem Zimmer. Erst gestern begegnete sie mir in der großen Allee; sie sah zu meiner Freude heiter und wohl aus.

— Tragen Sie Sorge, daß sie erst morgen früh meine Ankunft erfährt; diesen Abend werde ich in meinem Zimmer arbeiten.

— Wann will der gnädige Herr speisen?

— Man servire mir gegen neun Uhr den Thee, Nichts weiter.

Der Finanzrath blieb in seinem Zimmer, das im ersten Stocke des Schlosses lag. Louisen's Zimmer befand sich seitwärts im zweiten Stocke. Wir betreten um zehn Uhr Abends dieses Zimmer. Die Tochter des Banquier's saß am Schreibtische und siegelte einen Brief.

— Katharine! rief sie.

Jene junge Bäuerin, die man ihr zur Bedienung gegeben, trat aus dem Schlafkabinette ein.

— Hier bin ich, mein liebes Fräulein!

Der Ton dieser Worte verrieth die aufrichtigste Gutmüthigkeit und Ergebenheit.

— Ich muß Dich diesen Abend noch einmal plagen, Katharine, sagte Louise mitleidig, indem sie den Brief emporhielt.

— Soll ich nach der Mühle gehen? fragte diese rasch.

— Ja!

— Geben Sie; in einer Stunde bin ich wieder hier.

— Sieh' zuvor nach, ob Alles zu Bett gegangen ist.

Katharine verließ das Zimmer.

— Mein armer Florian! seufzte Louise, indem sie den Kopf in die feine weiße Hand stützte. Wie lange hat er auf eine Unterredung mit mir gehofft . . . ach, was sollte ich ihm denn sagen? Ich bin so rathlos, daß ich verzweifeln möchte. Der Fluchtplan schien mir

ein geeignetes Rettungsmittel — jetzt muß ich selbst ihn verwerfen, denn ich kann den Vater in dieser ungewissen Lage nicht zurücklassen. Heiliger Gott, lichte die schwarzen Wolken, die den Himmel meines Lebens umziehen! Wären wir arme, schlichte Bürgersleute, es würde besser mit mir stehen.

Sie weinte einige Minuten still vor sich hin.

— Was kann ich thun? fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräche fort. Mein armer Vater klagte sich an, eine Erbschleicherei begangen zu haben . . . wüßte ich nur wie und wo? O, wie schwer muß ihm diese Selbstanklage gewesen sein, und mir, seiner Tochter gegenüber! Und von mir hofft er Rettung. Wie kann sie ihm aus meiner Verbindung mit dem Lieutenant erwachsen? Diese peinliche Ungewißheit tödtet mich. Morgen will ich Florian sprechen, und übermorgen reise ich zur Stadt. Ich will mit dem Vater berathen, und ein offenes Geständniß von ihm fordern. Es kann sich ja so Manches ereignen, während ich hier unthätig lebe.

Katharine trat hastig ein.

— Ach, mein liebes Fräulein . . .

— Was giebt's? fuhr Louise erschreckt auf.

— In dem Zimmer, das der gnädige Herr zu bewohnen pflegt, ist Licht

— Vielleicht sieht der Schloßverwalter nach . . .

— Nein, nein!

— Was vermuthest Du?

— Ich vermuthe, daß der gnädige Herr selbst . . .

— Mein Vater wäre hier?

— Ja! Ja!

— Das wäre ein Glück! Aber was berechtigt Dich zu dieser Vermuthung?

Katharine hatte Furcht vor dem Schloßherrn, sie zitterte am ganzen Körper.

— Ich ging leise über den Corridor, um nach dem bewohnten Flügel zu gelangen, berichtete sie; da hörte ich eine Thür schließen — es war in den Zimmern Ihres Vaters.

— Du hast Dich wohl geirrt?

— Hören Sie nur weiter. Es muß Jemand darin sein, dachte ich, und blieb bestürzt stehen. Da hörte ich rasche Schritte — es ging ein Mann auf und ab — er kam auch durch das Vorzimmer, an dessen Thür ich stand. Durch das Schlüsselloch blitzte Licht. Dann war Alles still. Nun lief ich auf die Terrasse . . . da sah ich die Fenster erleuchtet . . . eins ward geöffnet, und ich erkannte den gnädigen Herrn.

Louise überlegte einige Augenblicke.

— Trage den Brief nicht nach der Mühle; ich werde zuvor mit meinem Vater sprechen! rief sie entschlossen.

— Soll ich diesen Abend noch zu ihm gehen? fragte sie sich. Es ist wohl das Beste . . . wir können ungestört berathen. Auch erfahre ich den Zweck der heimlichen Ankunft . . .

Sie begann ihre Toilette zu ordnen.

— Gehe zu Bett, Katharine!

— Sollten Sie meiner Dienste nicht mehr bedürfen? fragte besorgt das junge Mädchen.

— Ich glaube nicht; andernfalls werde ich Dich wecken.

Katharinen fiel die Unruhe ihrer Herrin auf; sie beschloß, wach zu bleiben und die Rückkehr derselben zu erwarten. Louise forderte den Schlüssel zu der Thür, die auf die Terrasse führte; dann warf sie eine leichte Mantille um die Schultern und verließ das Zimmer. Vorsichtig schlich sie über den dunkeln Corridor und die Treppe zu dem ersten Stocke hinab. Ueberall herrschte tiefe Stille. An der Thür, die zu dem Zimmer des Vaters führte, blieb sie stehen uud lauschte. Es regte sich nicht das leiseste Geräusch. Keine Spur deutete auf die Anwesenheit des Schloßherrn hin, welche sonst die ganze Dienerschaft in Bewegung setzte. Louise stand lange Zeit unschlüssig.

— Ich werde zuvor die Fenster beobachten! flüsterte sie.

Wie ein Schatten schwebte sie unhörbar durch den weiten, stillen Raum; sie eilte die Treppe hinab und

betrat durch die kleine Thür, die sie vorsichtig öffnete, die Veranda und dann die Terrasse. Der kühle Nachtwind rauschte in den Zweigen der Bäume. Ein prachtvoller Sternenhimmel, wie man ihn nur im September erblickt, breitete sich über der schlummernden Erde aus. Die leichten Wellen des See's, von dem Winde erregt, bespülten eintönig rauschend die untersten Stufen der breiten Steintreppe. In der Ferne rauschte die Fabrik; auch das Geklapper der Mühle Vater Elsner's konnte man hören, da die Luftströmung von dort her kam.

Louise trat an den äußersten Rand der Terrasse; die ganze Façade des Schlosses lag vor ihr. Zwei Fenster waren wirklich erleuchtet; es mußten die der Zimmer des Vaters sein. Katharine hatte sich also nicht geirrt. Das Geklapper der kleinen Mühle, deren Licht wie ein schwacher Stern über den See schimmerte, erfüllte Louise mit einem schmerzlichen Gefühle. Sie stand lange und sah hinüber, wo der Mann ihres Herzens wohnte.

— Könnte ich doch zu Dir gehen! flüsterte sie unter Thränen. Wie gern verließe ich die Pracht des Schlosses, um mit Dir in dem ärmlichen Hause zu wohnen! Dort oben befindet sich mein armer Vater . . . kann er des Reichthums froh werden, in dessen Besitz er durch Mühen und Sorgen gelangt ist? Heimlich, bei Nacht betritt er sein Eigenthum, er hat nicht Ruhe noch Rast. Und doch

kann er die Bürde nicht abschütteln, er muß sie tragen, um . . . zu glänzen. Trauriger Glanz! So kann ich mich nicht trennen. Gute Nacht, Florian! Schlafe wohl, wenn Du kannst. Deine Louise unternimmt einen schweren Kampf mit dem Schicksale.

Jetzt wandte sie sich, um in das Schloß zurückzukehren; sie warf noch einen Blick zu den Fenstern empor — das Licht war verschwunden.

— Er ist zur Ruhe gegangen! flüsterte sie. Zur Ruhe? Die Sorgen werden sie ihm verscheuchen. O könnte ich helfen, ohne mein eigenes Herz zu zerreißen — ohne den Geliebten der Verzweiflung preiszugeben! Hier steht der Vater an einem Abgrunde, dort der Geliebte . . . und Beide hoffen von mir ihr Lebensglück. Mein Gott, mein Gott, erleuchte mich! Was soll ich thun?

Sie ließ sich langsam auf der Stufe der Treppe nieder und sah nach der Mühle hinüber, als ob sie sich von dort Rath und Trost erholen wollte.

— Meine Lage ist fürchterlich, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort; ich kann mich dem Geliebten nicht einmal mittheilen. Das Vergehen des Vaters ist ja nicht mein Geheimniß . . . Florian würde mir dennoch treu bleiben, würde mich wahrlich nicht verlassen; aber ist er im Stande Hülfe zu bringen? Ich will schweigen, will

ihm nicht neue Angst und Sorgen um mich bereiten. Der morgende Tag wird mir ja wohl Aufklärung geben, daß ich einen Entschluß fassen kann.

Ein Geräusch drang durch die Stille der Nacht. Louise bebte zusammen. Jetzt knarrte leise eine Thür . . . Schritte ließen sich vernehmen . . . sie kamen aus der Veranda. Eine halbe Minute später erschien der Finanzrath auf der Terrasse.

— Mein Vater! dachte die bestürzte Louise.

Sie stützte sich mit dem Arme auf die Stufe der Treppe. Ihr dunkler Mantel hatte die Farbe des Bodens, sie war nicht zu unterscheiden. Unschlüssig verblieb sie in dieser Stellung.

Der Finanzrath ging einigemal an dem Gitter auf und ab.

— Die Unruhe treibt ihn! flüsterte Louise unter Thränen. Armer Vater!

Eine lange Pause trat ein.

— Der Nachtwind wurde stärker; er schüttelte das Laub von den Bäumen.

Die Schloßuhr schlug elf.

— Endlich! murmelte der Banquier.

Seine Schritte erklangen wieder; er verschwand von der Terrasse.

— Was ist das? Was ist das? fragte sich Louise.

Die Glocke scheint ihm ein Zeichen gegeben zu haben . . . er steigt die Seitentreppe zu dem Parke hinab!

Sie lauschte auf die verhallenden Tritte.

Da hörte sie Ruderschläge auf dem See. Ein Kahn, in dem zwei männliche Gestalten sich befanden, glitt wie ein unheimlicher Schatten in kurzer Entfernung an der Terrasse hin. Nach einigen Augenblicken bedeckten ihn die herabhängenden Uferweiden. Alles war wieder still. Das Klappern der Mühle, von dem stärkern Winde getragen, ließ sich stärker vernehmen. In der Fabrik rauschte es dumpf auf. Das Schloß lag still wie ausgestorben. Louise stand aufrecht mit vorgebogenem Oberkörper.

— Ich kann nicht bleiben; ich muß wissen, was mein Vater beginnt! flüsterte sie vor sich hin.

Sie flog über die Terrasse, die schmale Treppe hinab. Der einzige Weg, der sich von hier aus fortsetzte, war der zu der Grotte. Sie kannte ihn genau — von Strauch zu Strauch schlich sie weiter. Das Rauschen des Windes übertönte das Geräusch ihrer leichten Schritte. Früher hatte die Liebe sie auf diesen Weg geführt, jetzt ward sie von einer namenlosen Angst um den Vater getrieben. Sie wollte in seiner Nähe, wollte seine Beschützerin sein.

Noch ehe sie die Grotte erreichte, fuhr der Kahn in den See zurück; es saß nur ein Mann darin, der nach-

lässig ruderte, und bemüht war, sich in der Nähe des Ufers zu halten.

Wie gern hätte Louise sich entdeckt; aber sie fürchtete eine Unterredung zu stören, die vielleicht für den Vater von Wichtigkeit war.

Der Finanzrath stand am Eingange der Grotte, die, beiläufig gesagt, einen anmuthigen Raum bildete. Der Schloßverwalter hatte sie ausbauen und mit einigen zierlichen Möbeln von Gußeisen versehen lassen. Die stets offene Thür von der Landseite war dicht von Hopfen umrankt; die Seite nach dem See bestand aus künstlich angebrachten Felsstücken, die in das Wasser hinabhingen.

Der Mond war aufgegangen. Dunkelroth schwebte er über dem See. Sein helles Licht drang durch die Oeffnung in die Grotte. Schien es doch, als ob der Veranstalter der Unterredung diese Stunde gewählt hätte, um das milde Mondenlicht benützen zu können.

Der Kahn hatte in demselben Augenblicke einen Mann ausgesetzt, in dem der Finanzrath seinen Platz eingenommen. Dieser Mann, ungewöhnlich klein, trug einen dunkeln Mantel, der seine ganze Gestalt einhüllte. Kaum hatte er die Grotte betreten, als er sich auch schon der Thür näherte. Er sah den Finanzrath an, der einen langen bis an den Hals zugeknöpften Oberrock und eine Reisemütze trug.

— Herr von Crusius? fragte der Kleine.

— Nein! war die Antwort.

— So habe ich mich geirrt.

— Bleiben Sie, Herr Ernest Constant! befahl der Banquier, der freier athmete, seit er den Buckligen erkannt hatte. Sie erwarten den Herr von Crusius?

— Ja!

— Ich bin statt meines Schwagers gekommen.

— Das ist wider die Abrede.

— Immerhin! Meine Person ist bei der beabsichtigten Unterredung wichtiger, vielleicht auch vortheilhafter für Sie, als der Mann meiner Schwester.

— Ihr Schwager ist nicht verschwiegen gewesen, Herr Finanzrath, sagte in seinem kecken Tone der Abenteurer; es ist mir jedoch lieb, daß er gerade Sie zum Stellvertreter gewählt hat, da Sie in die Angelegenheit, die zur Verhandlung kommen soll, bereits eingeweiht sind.

— Ihr Brief, Herr Constant, ist nicht an die Adresse gelangt.

— Unmöglich! Es waren alle Vorkehrungen getroffen, einen Irrthum zu vermeiden.

— Nehmen Sie die Versicherung, daß Crusius meinen Schritt nicht kennt. Ich mache seine Angelegenheit zu der meinigen, und wenn Sie dies genehmigen, so glaube

ich, werden Sie Ihren Vortheil dabei finden — Sie sind ja ein Speculant. Uebrigens habe ich auch ein gewisses Recht dazu, denn Feodor von Crusius, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnten, ist mein designirter Schwiegersohn.

Ernest Constant schwieg; er schien zu überlegen.

— Herr Finanzrath, begann er plötzlich, Sie sind der Besitzer dieses Schlosses . . .

— So glaube ich, mein Herr.

— Wir werden demnach vor Ueberraschung sicher sein?

— Mein Wort darauf! versicherte der Schloßherr.

— Ich frage nicht in meinem Interesse, sondern in dem Ihrigen.

— Immerhin!

— Und nun bitte ich um eine Vergünstigung, Herr von Vollmar, sagte der Bucklige betonend.

— Was verlangen Sie?

— Sie erlauben mir, daß ich annehme, ich verhandele mit dem Herrn von Crusius, mit dem Vater des Lieutenants. Diese Form, scheint mir, ist bequemer zu handhaben und stört mich nicht in meiner Deduction.

— Zugestanden.

— Außerdem bitte ich, jede andere Geschäftsangelegenheit unberührt zu lassen; ich bin für Sie der Anwalt dessen, der mich sendet. Kommen wir nicht zu

einem gedeihlichen Ende, so bleibt unser Verhältniß dasselbe, was es früher gewesen. Jetzt treten Sie, ich bitte darum, in die Grotte.

Beide befanden sich in dem matt erleuchteten Raume. Es war hell genug, daß die Männer gegenseitig ihre Gesichter erkennen konnten. Ernest Constant war ruhig, freundlich: der Banquier düster ernst. Schweigend nahmen sie auf den zierlichen Stühlen Platz. Draußen rauschte der Wind in den Baumwipfeln. Der See bespülte murmelnd die Felsen an der Oeffnung, die einen Blick über die weite Wasserfläche gestattete, in der sich der abnehmende Mond spiegelte. Für den unbefangenen Beobachter wäre die Grotte ein poetischer Aufenthalt gewesen.

Ernest Constant begann:

— Der Brief, der Sie zu dieser Unterredung einlud, ist Ihnen bekannt?

— Ja! murmelte der Banquier, der sich seiner Lage schämte.

— So halte ich mich bei der Exposition nicht länger auf. Ich wiederhole also die Frage, die bereits in dem Briefe ausgesprochen ist: haben Sie Lust das Geheimniß einzulösen, das Ihnen Aufschlüsse über die von dem verstorbenen Baron von Nieheim dem Lieutenant von Crusius testirte Summe giebt?

— Ich habe ein Interesse als der künftige Schwiegervater des Erben . . .

— Vergessen Sie nicht, daß ich zu dem Herrn von Crusius spreche, unterbrach ihn der Bucklige.

— Herr von Crusius antwortet Ihnen: die Sache ist äußerst seltsam. Ein Testament des Verstorbenen ist nicht vorhanden, und sonst findet sich keine Spur, die zu einer solchen Annahme führen könnte.

— Gut; ich sehe, ich muß zur Exposition schreiten. Daß der Verstorbene der Pathe des Lieutenants ist, wissen Sie?

— Ich weiß es.

— Daß der Baron von Nieheim mit seinem Schwager in steter Feindschaft lebte, ist ebenfalls bekannt?

— Ja.

— Und daß der Herr von Crusius ein Spieler von Profession ist, weiß die Welt. Auch der verstorbene Baron wußte es. Seiner Schwester, der Gattin des Spielers und Schlemmers, bereiteten Gram und Sorgen ein frühzeitiges Grab. Christian von Nieheim hatte seine Schwester aufrichtig geliebt, und es läßt sich denken, daß er ihren Mörder haßte. Diesen Haß wollte er jedoch nicht auf das Kind übertragen, dem er als Pathe ein Schützer zu sein versprochen. Den Sohn seiner armen Schwester wollte er vielmehr glücklich machen. Er sann

auf ein Mittel, diesen löblichen Zweck zu erreichen, ohne daß der Vater darum wußte. Der Baron erbte um jene Zeit von einem Onkel, dessen Liebling er gewesen, ein bedeutendes Capital, das er dazu verwendete, die ihm vom Vater zugefallenen Güter schuldenfrei zu machen. So kam es, daß er reicher war, als seine Geschwister. Bei dieser Gelegenheit gedachte er auch seines Pathen. Er legte für ihn eine Summe von dreißigtausend Thalern bei einem Banquier an, dem er, aus welchem Grunde weiß ich nicht, ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Die Angelegenheit wurde aus Rücksicht auf Crusius den Vater geheim gehalten. Der Banquier hob mit der ihm anvertrauten Summe sein Geschäft und ward in kurzer Zeit ein reicher Mann. Daß er sich dadurch in der öffentlichen Meinung und speciell in der des Barons befestigte, läßt sich denken. Die Feindschaft zwischen den beiden Schwägern wuchs mit den Jahren, denn Crusius, ein wüster Gesell, machte seiner Familie wenig Ehre. Der Baron, der nur von Zeit zu Zeit auf seinen Gütern sichtbar war, kam krank zurück; ein plötzlicher Tod hinderte ihn, seine irdischen Angelegenheiten völlig zu ordnen. Auch die Geldangelegenheit mit dem Banquier blieb, wie sie war, ein Geheimniß. Feodor von Crusius ward mündig, aber der Banquier zahlte ihm das Capital nicht aus, das man ihm zur Verwaltung übergeben

hatte. Der arme Lieutenant steckt bis zur Verzweiflung in Schulden, obgleich er ein reicher Mann ist; ja, er wird seine Entlassung aus dem Regimente nehmen müssen, wenn die Rettung noch lange ausbleibt. Man vermuthet, daß der Banquier dies weiß; trotzdem aber kümmert er sich nicht um den Pathen des Barons. Was sagen Sie zu dieser Geschichte?

Der Finanzrath antwortete ruhig:

— Ich meine, daß der Baron ein Document hinterlassen haben muß, das Aufschluß giebt. Präsentirt man dem Banquier dieses Document, so wird er zahlen, und zahlt er nicht, so kann man ihn durch das Gesetz zwingen. Es läßt sich wohl nicht annehmen, daß der Verstorbene eine solche Summe ohne Quittung aus den Händen gegeben hat. Da Sie, mein Herr, diesen Fall so genau kennen, müssen Sie auch wohl wissen, wo sich das Document befindet. Und dieses dem Herrn von Crusius mitzutheilen, sind Sie ohne Zweifel gekommen?

— Ja! antwortete Ernest Constant zögernd.

— Dem Herrn von Crusius muß daran liegen, sich in den Besitz dieses unschätzbaren Papieres zu setzen.

— Vielleicht noch mehr dem Banquier? fragte gedehnt der Bucklige.

— Warum ihm?

— Er hätte schon vor zwei Jahren zahlen müssen, wenn er seiner Pflicht hätte nachkommen wollen.

— Der Banquier ist Geschäftsmann; er hält auf Ordnung. Sie vergessen, Herr Constant, daß Sie mit dem Herrn von Crusius reden. Bleiben Sie bei der Sache. Was haben Sie ihm vorzuschlagen?

— Zunächst eine Abrechnung mit dem Banquier.

— Gut; aber diese genügt nicht. Wo ist das Papier?

— Man wird eine Person stellen, welche es überreicht.

— Sie speculiren in Familienpapieren, mein Herr?

— Ja.

— Kommen wir rasch zum Ziele: was verlangen Sie für die Beschaffung jenes Documentes?

— Den vierten Theil der Summe, deren Empfang es bescheinigt.

— Zugestanden.

— Das ist nicht genug.

— Was fordern Sie mehr?

— Auch den vierten Theil der seit zwanzig Jahren aufgelaufenen Zinsen, die jetzt den Betrag des Capitals erreicht haben.

— Ich zahle gegen Auslieferung des Papiers! sagte fest der Finanzrath. Der Banquier erkennt jedes richtige Document an, das man ihm vorlegt.

— O, daran zweifle ich nicht! rief der Bucklige.

Was aber würde die Welt sagen, wenn bekannt würde: der Banquier würde nicht gezahlt haben, wenn sich das Document nicht vorgefunden hätte? Er hat schon einige Jahre die Zahlung unterlassen, wozu ihn das Vertrauen des Barons verpflichtet. Hat es nicht den Anschein, als vermuthe er, die von ihm ausgestellte Quittung sei verloren gegangen und er suche von diesem Umstande Vortheil zu ziehen? Wie würde der angesehene Mann in der öffentlichen Meinung sinken, wenn man erführe: er hat versucht, den Baron zu hintergehen, dem er sein Glück verdankt! Die Indiscretion gewisser Leute könnte einen großen Schaden anrichten. Sie sehen, daß es mit der Einlösung der Quittung nicht abgethan ist. Der gute Ruf und das verlorene Vertrauen lassen sich durch Geld nicht zurückkaufen. Ich gehe noch weiter, mein Herr, um Ihnen das Verhängnißvolle der Lage zu bezeichnen. Es ist bekannt, daß der Banquier seine alte Schwester dem alten Herrn von Crusius verheirathet hat. Wozu diese seltsame Heirath? Es ist ferner bekannt, daß der Banquier seine Tochter zwingt, dem jungen Crusius die Hand zu reichen, obgleich das arme Mädchen mit Leib und Seele an einem jungen Arzte hängt. Alle diese Manipulationen, wird man schließen, haben den Zweck, die innigste Verbindung mit der Familie herzustellen, in deren Gewalt es liegt, den Banquier zu

ruiniren. Und angenommen auch, der Banquier verfolge durch diese Heirathen einen andern Zweck, so wird man dennoch geneigt sein, an den soeben bezeichneten zu glauben. Die Ausrede, ich bezahle jedes vorkommende Papier, wird als nichtig betrachtet werden. Der Banquier gewinnt im glücklichsten Falle ein hübsches Capital sammt Zinsen, aber er verliert seinen guten Ruf.

— Mein Herr, murmelte der bestürzte Finanzrath, Sie drängen sich mit einer Keckheit in die Familie des Banquier's, die zu den ärgsten Befürchtungen Anlaß geben muß! Wer sind Sie? Was wollen Sie?

— Wohlan denn, sprechen wir offen! rief der Bucklige. Ich kann Ihr rettender Engel, aber auch Ihr vernichtender Dämon werden. Sehen Sie meine Gestalt an — sie ist verkrüppelt, daß die Leute darüber lachen. Diese Gestalt verhindert mich, Carrière zu machen. Man hat mir eine Bildung geben lassen, die mich zu einer gewissen Stellung in der Welt berechtigt. Aber was verschafft eine Stellung? Geld, und nur Geld! Ich habe versucht, durch geistige Arbeiten emporzukommen . . . sana mens in corpore sano! hat man mir erwiedert. Ja, ich habe einen kranken Körper, aber einen gesunden Geist. Aber was hilft es? Alle meine Versuche scheiterten an dem Wahne der Menschen. Ich bin eins von den unglücklichen Geschöpfen, die ohne Arbeit leben

müssen und wollen. Mein Herr, wäre ich ein Millionär, man würde über meine Höcker hinwegsehen, und würde mich schlank gewachsen und schön wie einen Adonis finden. Die Männer würden ausrufen: „Ernest Constant ist geistreich!" und die Frauen: „Ernest Constant ist liebenswürdig!" Aber ich bin arm, und darum ein lächerlicher Zwerg, von dem man nur Kenntniß nimmt, wenn er sich furchtbar macht. Herr Finanzrath, ich nehme die Welt wie sie ist, und nicht wie sie sein sollte. Ich benutze ihre Schwächen und lasse sie so lange über mich lachen, als ich ihr nicht imponirend entgegentreten kann. Demnach benutze ich die mir gegebene geistige Kraft, um mir eine unabhängige Stellung zu verschaffen, das heißt Mammon, elenden Mammon. Sie haben eine Carrière gemacht, Sie sind ein reicher Mann geworden; in Ihren Cassen liegt das Geld aufgehäuft, und häuft sich täglich mehr an. Geben Sie mir einen Theil davon, und ich unterlasse es, die Geheimnisse zu benutzen, die Ihnen schaden können. Es giebt Leute, die auf die Dummheit, Leichtgläubigkeit und Leidenschaften ihrer Mitmenschen speculiren; ich speculire auf ihre Verirrungen, auf ihre Verbrechen. Da haben Sie die Lösung eines Räthsels, das Sie in meinem Auftreten erblicken müssen. Wenn ich mich in der vorliegenden Angelegenheit zuerst an den Herrn von Crusius wandte oder wenden wollte, so ver-

folgte ich dabei den Plan zu prüfen, von welcher Seite her mir ein größerer Vortheil erwüchse. Wie gesagt, ich speculire. Der Zufall führt nun Sie mir entgegen ... ich weise ihn nicht von der Hand und unterhandele. Jetzt wissen Sie, was ich will; nun werden Sie neugierig sein zu erfahren, was ich bin? Fast fühle ich mich versucht, Ihnen darüber Aufschluß zu geben. Aber die Zeit ist noch nicht gekommen, ich muß schweigen, weil es mir die Klugheit gebietet.

— Mein Herr, rief eifrig der Banquier, wir können nicht leugnen, daß unsere Interessen Hand in Hand gehen.

— Offenbar!

— Flößen Sie mir Zutrauen ein.

— Wie kann das geschehen?

— Treten Sie ganz auf meine Seite.

— Hm, das kommt darauf an! murmelte Ernest Constant.

— Ich verpflichte mich, Ihnen eine unabhängige Stellung zu sichern.

— Und was habe ich dagegen zu thun?

— Ihren Freund Rüdiger unschädlich zu machen.

— Das wird leicht sein.

— Außerdem nennen Sie die Quellen, aus denen Sie alle jene Geheimnisse geschöpft haben ...

— Da müßte ich Ihnen sagen, wer ich bin.

Der Bucklige wickelte sich fester in seinen Mantel und sah einige Augenblicke schweigend zu Boden.

— Wissen Sie, Herr Finanzrath, daß ich Ihnen damit einen großen Dienst erweise? fragte er endlich.

— Einen Dienst?

— Ich gebe Ihnen eine furchtbare Waffe gegen die Crusius' in die Hände.

Der Finanzrath stand auf.

— Mein Herr, wenn das wäre!

— Noch mehr: Sie werden Franz Rüdiger, der glaubt, daß ich in diesem Augenblicke mit dem Herrn von Crusius verhandle, mit einem Schlage vernichten können. Und Ihr Schwager ist Ihnen gefährlicher, als Sie glauben. Er weiß, daß Ihre Schwester in Bigamie lebt . . .

— Aber Sie selbst haben mir den Todtenschein überliefert . . .

— Dadurch entstehen Ihnen keine Nachtheile.

— Wodurch sonst?

— Rüdiger will sich mit dem Herrn von Crusius verbinden.

— Ist er schon angekommen?

— Angekommen? wiederholte der Bucklige lächelnd.

— So sagte mir Wilson, mein Werkführer.

— Was sagte Ihnen Wilson? fuhr Ernest Constant auf, indem er seinen Platz verließ.

— Rüdiger sei auf der Reise von London nach Deutschland.

— Wann sagte er Ihnen das?

— Gestern Morgen.

— Der Schuft! Er spielt auf seine eigene Faust. Mein Verdacht rechtfertigt sich: er will mich hintergehen, jetzt, da wir bald am Ziele sind. Herr Finanzrath, ich trete zu Ihnen über. Wilson hat also mit Ihnen über diesen Punkt gesprochen?

— Woher sollte ich wissen . . .

— Gut, es bleibt dabei. Rüdiger und die Crusius' auf der einen, wir auf der andern Seite! rief Ernest leidenschaftlich. Vernehmen Sie: Wilson selbst ist Rüdiger!

— Mein Gott! rief bebend der Finanzrath.

— Krankheiten haben ihn so entstellt, daß er unkenntlich geworden ist. Dazu kommt seine Verstellungskunst . . .

— Was rathen Sie mir zunächst? fragte der Banquier fast stammelnd.

— Was ich Ihnen rathe? Er wird Geld erpressen wollen, Geld, ohne mit mir zu theilen . . . Sagen Sie ihm, daß sich der Sohn des verstorbenen Barons von Rieheim bei Ihnen gemeldet habe. Sagen Sie ihm

. . . doch still, der Kahn nähert sich dem Ufer! Sehen Sie den Mann, der das Ruder führt? Es ist Wilson, und Wilson ist Franz Rüdiger, Ihr Schwager. Verlassen Sie jetzt die Grotte — er muß glauben, Herr von Crusius sei hier gewesen. Ah, der Argwohn treibt ihn; er kann die Zeit meiner Rückkehr nicht erwarten. Herr Finanzrath, fügte er leise flüsternd hinzu, nach einigen Tagen sehen Sie mich in Ihrem Comptoir wieder. Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!

Er trat an den Rand der Grotte. Der Kahn schwebte so nahe heran, daß Ernest Constant einsteigen konnte.

— Zu Ende? fragte eine Stimme.

— So eben, Freund.

— Und der Edelmann?

— Verläßt soeben die Grotte.

— Sie haben lange verhandelt, Ernest.

— Weil dieser Crusius ein ungläubiger Thomas und ein feiger Mensch ist, der seinem Schwager eine so kleinliche Betrügerei nicht zutraut.

Der Kahn fuhr über den See der Fabrik zu.

Louise, die mit angehaltenem Athem gelauscht, hatte ihren Vater vorübergehen sehen; jetzt befand sie sich allein neben der Grotte. Das, was sie vernommen, machte ihr das Blut erstarren. Damit ein Verbrechen

gesühnt werde, sollte sie die Gattin eines Mannes werden, den sie nicht liebte und nie lieben konnte. Welch ein Gewebe von Verbrechen enthüllte sich ihren Blicken! Der Vater, der stets von einer kleinen Erbschaft gesprochen, hatte also mit Feodor's Vermögen seinen Reichthum gegründet. Sie begriff, daß die einfache Auszahlung der ihm anvertrauten Gelder ihn vor Schmach nicht retten konnte.

— Großer Gott, flüsterte sie, wie anders sieht es dort am See aus! Wie hoch und rein steht die arme Familie des Müllers gegen die reichen Besitzer dieses Schlosses da! Florian kann stolz sein auf den Vater . . . ich muß den meinigen beweinen!

Vorsichtig ging sie dem Schlosse zu. Als sie die Terrasse erreichte, sah sie Licht in dem Zimmer ihres Vaters. Sinnend blickte sie an dem stolzen Gebäude empor, das prächtig von dem Monde beleuchtet ward. Dann lauschte sie über den See hinweg. Das Licht in der Mühle war verschwunden, auch ließ sich das Klappern derselben nicht mehr vernehmen. Aber die Fabrik rauschte dumpf und hohl auf, dort arbeitete das Element mit der Menschenkraft für den reichen Mann, der sorgenvoll in seinem Zimmer die Nacht durchwachte. Was nützte ihm der stete Zufluß von Reichthümern und die Erhebung in den Adelsstand, wenn das Gewissen ihm

keine ruhige Stunde ließ? Und welche Opfer hatte er gebracht, um eine Höhe zu erklimmen, von der herab ihn die Bosheit eines Abenteurers stürzen konnte!

— Liebes Fräulein! flüsterte eine weiche Stimme.

Katharine stand vor ihr. Das gute Kind war besorgt um die Herrin.

— Was willst Du, Katharine?

— Die Nachtluft geht so kalt; Sie tragen einen leichten Mantel, werden sich erkälten . . . kommen Sie in das Zimmer zurück. Wie Sie zittern!

— Du hast Recht; ich muß meine Gesundheit erhalten. Ihm, dem Geliebten, gehört ja Alles! fügte sie ganz leise hinzu.

Sie gingen über die Terrasse. Katharine schloß die Thür. Nach einigen Minuten befanden sich Beide in dem Zimmer. Die Schloßuhr schlug Mitternacht.

Um diese Zeit legte der Kahn am Eingange der Grotte wieder an. Wilson und der Bucklige stiegen aus. Der Werkführer, der voranging, brachte seinen Genossen in den Schloßhof. Die großen Gebäude waren wie ausgestorben. Ernest Constant blieb stehen und sah sich im Kreise um.

— Ein stattlicher Edelsitz! murmelte er.

— Er könnte Ihr Eigenthum sein, murmelte Wilson.

— Er müßte es sogar, wenn ich nicht ein Krüppel wäre.

— Wie Sie hier, stand ich auf dem Gute meiner Frau. Sie hat ein hartherziger Vater in das Elend gestoßen, mich ein liebloses Weib. Vollmar ist der Besitzer des Eigenthums, das uns gehört. Entreißen wir ihm, was möglich ist. Sehen Sie dort das Licht?

Wilson deutete auf ein Fenster im Erdgeschosse. Durch die Spalte des geschlossenen Ladens blinkte ein schmaler Lichtstreifen.

— Ich sehe es.

— Dort wacht noch Einer, der mit dem Jammer der Erde zu kämpfen hat, der Dritte in unserm Bunde.

— Biber, der Schloßverwalter, also? fragte Ernest.

— Ja.

— Ich bin neugierig ihn zu sehen.

— Die Schmerzen der Gicht lassen ihn nicht schlafen; Besuche um diese Zeit sind ihm die liebsten, denn die für ihn fürchterliche Nacht vergeht rascher. Ordnen wir also bei Nacht unser Geschäft. Die Vorbereitungen sind vollendet, es müssen nun die letzten Schläge rasch auf einander folgen.

Wilson trat an das Fenster. Er klopfte mit seinem Stocke leise an den Laden. Fünf Minuten vergingen. Man hörte Geräusch in dem Zimmer. Dann ward der Laden und das Fenster geöffnet. Biber, bis an den Hals in einen Pelz gehüllt, zeigte sich.

— Oeffnen Sie! Ich bin es!

— Ah, Wilson! murmelte der Schloßverwalter. So spät? Nehmen Sie diesen Schlüssel . . . Sie kennen ja die Thür und den Corridor.

Wilson nahm den Schlüssel und öffnete die Thür im Erdgeschosse.

— Folgen Sie mir! flüsterte er.

Er schloß die Thür wieder, nachdem Ernest Constant eingetreten war. Fast zu gleicher Zeit zeigte sich Biber mit einer Kerze. Zwei Minuten später befanden sich die Männer in dem Zimmer, das der Leser bereits kennt. Wilson stellte dem Schloßverwalter seinen Freund Ernest Constant vor.

— Ich habe längst den Augenblick erwartet, der mir Gelegenheit giebt, Sie zu sehen, sagte Biber sehr artig und freundlich. Glauben Sie mir, daß ich von jeher den innigsten Antheil an dem Schicksale des Sohnes meines verstorbenen Herrn genommen. Die Mittheilungen meines Freundes Wilson genügten, um mich zu veranlassen, Ihnen meine Thätigkeit zu widmen. Ich begreife die Handlungsweise Ihres Vaters nicht . . .

— O, ich begreife sie! unterbrach ihn Ernest mit Bitterkeit. Sehen Sie mich an, und Sie werden finden, daß ein eitler Vater an einem so mißgestalteten Sohne keinen Gefallen finden kann.

Er warf seinen Mantel ab, daß der verwachsene Oberkörper völlig sichtbar ward.

— Sie blieben deßhalb immer ein Baron von Nieheim, sagte Biber.

— Ein Baron ohne Vermögen, ein enterbter Mensch. Statt mir, dem Krüppel, eine besondere Theilnahme zu widmen, stempelt man mich zu einem leichtsinnigen Verschwender und stößt mich hinaus in die Welt, die über den buckligen Baron lacht, wenn er von seiner Familie spricht. Wer glaubt mir, daß ich ein Nieheim bin? In Deutschland weiß man nicht einmal, daß Christian von Nieheim vermählt gewesen. Die Seitenverwandten haben sein Vermögen getheilt, mein mütterliches Vermögen ist den Jesuiten zugefallen . . . o, für meine Schwester, die ein schönes Mädchen sein soll, wird man schon gesorgt haben!

— Sie haben allen Grund, mit Ihrer Familie zu grollen, meinte Biber. Ich halte dafür, daß man planmäßig handelt, um Sie völlig auszuschließen. Kennen Sie die Verhältnisse Ihrer Mutter?

— Ich weiß nicht einmal, wo sie sich aufhält. Vielleicht lebt sie ruhig in Genf, während ich abenteuernd die Welt durchstreife. Doch, lassen wir die Vergangenheit, fassen wir die Gegenwart und die Zukunft in's Auge. Freund Wilson schrieb mir also, daß ich hierher kommen solle.

— In meinem Auftrage.

— Ich bin gekommen. Was können Sie für mich thun?

— Auf gesetzlichem Wege ist für Sie Nichts zu erlangen.

— Das begreife ich.

— Es giebt aber noch zwei Wege, auf denen Sie eine Entschädigung bewirken können.

— Sprechen Sie, Herr Biber.

— Ihr Vater hat dem Lieutenant von Crusius ein Pathengeschenk ausgesetzt.

— So sagte mir Wilson.

— Dieses Geschenk, das mit Zinsen jetzt ein Capital von sechzigtausend Thalern bildet, befindet sich in den Händen des Finanzraths von Vollmar.

— Aber wo ist das Document darüber? fragte Ernest.

— Wir bedürfen eines Documentes nicht, um Zahlung zu erlangen. Der Finanzrath hat den Termin der Zahlung bereits versäumt, und es läßt sich daraus die Absicht einer Hintergehung herleiten, die offenbar auch vorliegt. Wir wenden das Einschüchterungssystem an.

— Was heißt das?

— Vollmar muß unsere, das heißt Ihre Verschwiegenheit erkaufen, denn ich mag und kann nicht gegen ihn

auftreten. Sie drohen, die Crusius' in das Geheimniß zu ziehen, wenn er sich weigert. Da er nun bereits Anstalten getroffen hat, die Familie Crusius unschädlich zu machen, durch die Verheirathung seiner Tochter mit Feodor nämlich, so müssen wir diese Verbindung so lange zu hindern suchen, bis unser Geschäft mit dem Banquier geordnet ist. Zu diesem Zwecke nähern Sie sich Fräulein Louise, die hier im Schlosse wohnt, und erzeigen ihr alle nur möglichen Aufmerksamkeiten, um die Eifersucht des Lieutenants zu erregen.

— Ein höllisches Mittel! rief lachend der Bucklige. Das Fräulein wird mich abweisen und der Lieutenant wird mich verhöhnen.

— Sollte es Ihnen schwer werden, einen gewissen Schein herbeizuführen? Louise selbst muß Ihre Absicht nicht ahnen. Der Vater wird Ihnen, als dem Bewahrer eines gefährlichen Geheimnisses, kein Hinderniß entgegenstellen. Ist die Zahlung geschehen, so ziehen Sie sich triumphirend zurück. Louise mag dann heirathen oder nicht. Jedenfalls fühlt sich der Lieutenant beleidigt, und es tritt eine Spannung ein, die wieder ausgeglichen werden muß. Bewirkt der Finanzrath die Verheirathung der beiden jungen Leute früher, so werden unsere Bemühungen vergebens sein. Louise bringt Feodor's Pathengeschenk dem Gatten als Morgengabe. Dies ist einfach

die Speculation des Banquier's, der, beiläufig gesagt, ein schlauer Kopf ist.

Ernest begriff, daß Biber einen andern Plan verfolgte, als Wilson; er selbst hatte bereits einen dritten mit dem Finanzrathe eingeleitet. Einer wollte den andern bevortheilen, wollte für sich gewinnen, ohne zu theilen. Biber wußte demnach nicht, daß bereits Angriffe auf den reichen Banquier gemacht waren.

— Hören Sie weiter, fuhr Biber fort. Ihre Mutter hat schon vor längerer Zeit das Landhaus am Genfer See verlassen, und ich vermuthe, daß sie sich bald in dieser Gegend zeigen wird. Nur sie kann das Schenkungsdocument besitzen.

— Meine Mutter?

— Ja.

— Woraus schließen Sie das?

— Aus einer Notiz, die Ihr Vater selbst in einem Buche gemacht hat. Sollte Feodor vor seiner Volljährigkeit sterben, so fällt Ihrer Schwester Adele das Geschenk zu.

Der Schloßverwalter beobachtete die Wirkung seiner letzten Worte; er hatte sich nicht getäuscht, wenn er hoffte, die Erbitterung des Buckligen zu vermehren. Ernest zitterte, als er vor sich hin murmelte:

— Meiner Schwester fällt das Geschenk zu? Mich hat man übergangen, wie immer!

— Aber Feodor von Crusius lebt und ist volljährig.

— Gleichviel, ich erkenne die Absicht! rief Ernest aus. Wer will es mir verargen, wenn ich der Herzlosigkeit meines Vaters zuvorkomme?

— Niemand! sagte Wilson. Jene Summe gehört Ihnen, und nicht dem Lieutenant. Betreten Sie den angedeuteten Weg und vergessen Sie Ihre Freunde nicht, wenn Sie glücklich das Ziel erreichen.

— Sie sprachen noch von einem zweiten Wege, Herr Schloßverwalter.

— Es würde dies ein Verfahren gegen den Herrn von Crusius und die Frau von Stieglitz sein, wenn sich das Testament Ihres Vaters vorgefunden hat. Doch, davon später. Säumen wir nicht, die Angelegenheit mit dem Banquier zu ordnen, ehe Ihre Mutter auftritt, die, wie ich vermuthe, auf der Reise nach Deutschland begriffen ist. Spielen Sie Ihre Rolle gut, und ich zweifle nicht an einem günstigen Erfolge. Sind wir nun im Klaren?

— Ja! war die Antwort der beiden andern Männer.

Nach einer langen Unterredung, in der Biber mancherlei Aufschlüsse über den verstorbenen Baron gab, den er geistesschwach und unzurechnungsfähig nannte, trennte man sich. Ernest nahm die Ueberzeugung mit sich, daß Biber und Wilson ihn zu ihren eigennützigen Plänen

benutzten. Er nahm sich vor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und das Geschäft mit dem Finanzrath allein zu ordnen. Nichts machte ihm Sorgen als das Document, von dem er nicht wußte, in wessen Händen es sich befand. Als sicher durfte er annehmen, daß Biber und Wilson es nicht besaßen. Mit der Mutter, wenn sie einträfe, hoffte er fertig zu werden.

— Was unternehme ich denn? schloß er seine Reflexion. Ich suche durch List mein Eigenthum zu erlangen, das man mir durch Gewalt entzieht. Bin ich im Besitze dieser Summe, so verschwinde ich aus Deutschland, und gehe nach England oder Amerika. Man wird es nicht wagen, einen Sohn des Barons von Nieheim zu verfolgen. Der Finanzrath zittert vor mir — ich benutze seine Furcht!

Achtes Kapitel.

Louise hatte genug erfahren, um einen Zusammenhang in die Verhältnisse zu bringen und die Beweggründe ihres Vaters zu bemessen. In ihren Augen war es eine Schwäche, daß der sonst so umsichtige Mann das Schweigen des Fremden erkaufen wollte, um das begangene Unrecht zu verdecken. Er machte sich nicht nur abhängig von einem Dritten, er behielt auch die Last des Verbrechens auf seinem Gewissen. Sie überlegte lange. Sollte sie mit dem Vater berathen? Sollte sie ihm zu erkennen geben, daß sie sein furchtbares Geheimniß wisse? Es lag darin eine Demüthigung, die sie dem armen Manne gern erspart hätte. Sie war rathlos. Daß der Vater, wenn er ihre Verbindung mit dem Officiere forderte, nicht seinem Ehrgeize, sondern der Nothwendigkeit folgte, ließ sich nicht bezweifeln; sie fand eine Entschuldigung für dieses Verfahren, und das Mitleiden mit dem hart bedrängten Manne erwachte. Aber was sollte sie beginnen, um ihn zu retten?

Schon früh am nächsten Morgen erschien der Finanzrath bei seiner Tochter. Er sah bleich und verstört aus, denn er hatte die Nacht schlaflos verbracht. Louise konnte ihre Bewegung nicht unterdrücken; sie warf sich ihm weinend an die Brust. Der Finanzrath betrachtete sie schweigend und mit großer Rührung.

— Vater, fragte Louise, wie steht es mit den Crusius?

— Feodor fordert seine Braut! murmelte der Banquier. Wir müssen ihm dieses Recht einräumen.

— O, so kaufen Sie es doch ab. Opfern Sie Ihr Vermögen, um Ihr Kind zu retten. Was sind Reichthümer, wenn man ihrer nicht froh werden kann?

— Louise, mache Dich auf daß Aeußerste gefaßt! Ich unternehme noch einen Versuch, um ohne Deine Beihülfe meiner Noth zu wehren . . . gelingt er nicht, so muß ich das Opfer von Dir fordern, das allein mich retten kann. Es thut meinem Herzen wehe; aber ich kann nicht anders, wenn . . .

— Vollenden Sie Vater, vollenden Sie! rief Louise erschreckt, als sie sah, daß er sich mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung abwendete.

— Wenn ich leben will! fügte er hinzu. Die Welt mag sehen, daß mein Vermögen in unglücklichen Speculationen aufgeht; aber sie darf nie erfahren, daß ich schwach gewesen, daß ich meine Ehre vergessen konnte.

Meine Stellung hat viele, hat schöne Vorrechte — sie hat aber auch schwere Pflichten. Tausende haben mir ihr Vertrauen geschenkt — sie verlieren ihr Vermögen, wenn ich moralisch falle. Schicke Dich an, mich morgenfrüh zur Stadt zu begleiten.

— Morgen schon?

— Du darfst nicht mehr am See bleiben, wenn ich den letzten Versuch sichern will, von dem ich Dir sagte.

— Mein Gott! Mein Gott! schluchzte Louise.

— Denke an Deine Mutter, mahnte der Finanzrath

Mit den Worten „diesen Mittag siehst Du mich wieder!" verließ er rasch das Zimmer.

— Ich muß Florian sprechen! dachte Louise. Bis diesen Mittag bleibt mir ja Zeit, meine Herzensangelegenheiten zu ordnen. Ich wage den Schritt, was auch daraus entstehen möge. Florian darf mich nicht falsch beurtheilen . . .

Sie rief ihr Kammermädchen. Katharine trat ein.

— Hast Du meinen Vater gesehen?

— Ja, liebes Fräulein; er ist so eben mit dem Schloßverwalter nach der Fabrik gefahren. Wie ich hörte, kehren sie diesen Mittag zurück.

— Du wirst mich begleiten, Katharine.

— Wohin?

— Nach der Mühle.

— Ach, wie gern, rief das gute Mädchen. Der Herr Doctor wird sich freuen, daß Sie endlich Wort halten.

— Nun rasch zur Toilette.

Wir verlassen das Schloß und führen den Leser um acht Uhr Morgens in die Mühle. Vater Elsner befand sich im Hofe, er nahm Korn in Empfang, das ein Bauer von seinem Wagen ablud. Die Knechte stapelten die Säcke unter dem Vordache an der Mauer auf. Das Mühlrad rauschte, denn man hatte in der Nacht Wasser gesammelt. Alles war in Thätigkeit; Mutter Elsner fütterte die Hühner und die Tauben, und die Magd kam und ging mit den Milcheimern. Dann trieb sie zwei schöne, blanke Kühe auf die Weide hinter dem Hause. Mutter Elsner freuete sich der Thiere, als sie brüllend an ihr vorübergingen; sie streichelte lächelnd die Rücken derselben mit der Hand. Es schien, als ob die kleine Familie wieder Hoffnung schöpfte und der überstandenen Trübsale nicht mehr gedachte. Die Mühle bot ein treues Bild des rührigen, betriebsamen Landlebens. Es war ein schöner Herbstmorgen. Die Sonne stand klar am Himmel und zerstreuete die Nebel, die auf dem See lagen. Die Obstbäume hingen voll brauner und gelber Früchte; man hatte die Zweige stützen müssen, daß sie der Last nicht erlagen.

— Wann kann ich wiederkommen, Meister? fragte der Bauer, der auf seinem leeren Wagen stand.

Der Meister überschlug mit klugem Auge die Säcke.

— Ich hoffe, das Wasser wird aushalten, antwortete er; wir sind im Herbste, Trockenheit ist nicht mehr zu fürchten . . . kommt Freitag gegen Abend wieder, Gevatter! Noch diesen Vormittag schütte ich den ersten Sack auf. Ja, ja, bis dahin wird Euer Korn in Mehl verwandelt sein.

Der Bauer war zufrieden; er schwang lustig die Peitsche und fuhr rasselnd aus dem Hofe. Vater Elsner sah ihm betrübt nach.

— Der glückliche Mann! murmelte er vor sich hin. Er kann ruhig arbeiten und schlafen, denn er führt keinen Proceß mit einem reichen Manne. Es wäre noch Alles gut, wenn man mir diesen verwünschten Proceß nicht an den Hals geworfen hätte. Verliere ich ihn, so bin ich ein geschlagener Mann. Ach, und es hat ganz den Anschein, denn ich besitze nicht eine Zeile von dem verstorbenen Baron, mit der ich meine Rechte an den See nachweisen könnte. Der elende Verwalter allein trägt die Schuld, daß es so kommen mußte. Im Sommer muß ich zwar feiern, aber im Herbst und Winter habe ich so viel Wasser, daß ich arbeiten kann — das gönnt mir der schlechte Mensch nicht! Und was habe ich ihm

gethan? Nichts, Nichts! Er will sich beliebt machen bei seinem neuen gnädigen Herrn, und dieser hat einen Groll auf meinen Sohn geworfen, der doch ein anderer Kerl ist, als die ganze Sippschaft, die dumm und hochmüthig auf dem Schlosse wohnt. Ach, ich werde dem armen Florian wohl bald sagen müssen, wie es eigentlich um uns steht; er weiß Nichts von dem Processe, den der Vater seiner Geliebten mit mir führt. Warum soll ich ihm das Herz schwer machen? Gewinne ich, so ist es gut, und verliere ich, so erfährt er es noch zeitig genug. Er hätte mir ja so nicht nützen könnnen. Ist das ein Leben! Wie ruhig und froh könnte ich arbeiten, wenn die bösen Menschen nicht wären. Hat denn unser Herrgott das Wasser nur für die Reichen geschaffen? Ich wanke und weiche nicht; man soll mich mit Gewalt austreiben!

Der Meister stand mit verschränkten Armen und sah düster über die blinkende Fläche des See's hin, die man durch die beladenen Zweige der Obstbäume sehen konnte. Die weißen Ränder, die der Sand gebildet, waren verschwunden, das Wasser reichte bis an die grünen Ufer. Die frei gemachten Quellen des See's waren ergiebig, wie noch in keinem Jahre.

— Was hast Du, Mann? fragte Mutter Elsner, die sich leise genähert hatte.

— Nichts! war die mürrische Antwort.

— Du hast Arbeit und Wasser — was willst Du mehr?

— Nun ja, das habe ich, wenn ich es nur behalte.

— Der Himmel wird ja seinen Segen geben; wir haben genug gelitten.

— Ja, wir haben genug gelitten! seufzte der Meister. Das weiß Gott!

— Wie ich hörte, wird Florian seinen Patienten heute zum ersten Male ausführen. Jetzt ist er dabei, einen ordentlichen Verband anzulegen. Der Fabrikant ist außer sich vor Freude; er umarmt unsern Sohn mit dem gesunden Arme und nennt ihn seinen Freund und Retter, dem er ewig dankbar bleiben werde. Dieser Herr Börner muß ein reicher Mann sein. Florian soll ihn auf seine Fabrik begleiten . . .

— Es ist gut, Mutter! Unser Sohn hat bewiesen, daß er ein tüchtiger Arzt ist, und damit Basta; das Andere ist Nebensache.

— Aber warum denn? Wie Du heute wieder bist! sagte mißmuthig das Mütterchen.

— Ich verlasse mich auf die Dankbarkeit der Menschen nicht. Erinnere Dich nur Deines einzigen Bruders...

— Der war sein Lebtage ein Taugenichts!

— Du hast ihm aber Deine Paar Thaler gegeben, als er in Noth stak, und nun ist er seit lange ver=

schwunden, ohne Etwas von sich hören zu lassen. Er lag krank . . . Du hast ihn gepflegt. Als er gesund war, nahm er Dir das Geld ab, und kam nicht wieder, trotzdem er geschworen, Dir Dein Darlehn mit hohen Zinsen zurückzuzahlen. Das hat der eigene Bruder gethan. Willst Du noch mehr von einem Fremden hoffen? Ich weiß nicht, woher es kommt; aber das Alles geht mir heute so durch den Kopf . . . ich halte von den Menschen Nichts.

— Sie sind nicht alle schlecht!

— Alle, alle sind sie schlecht! rief der Meister. Wenn sie Gutes thun, so haben sie ihren Vortheil dabei. Mag Florian sehen, wie er mit seinem Fabrikanten fertig wird.

Die Thür im Giebel öffnete sich. Der junge Arzt und der Fabrikant traten heraus. Florian führte vorsichtig den Fabrikanten über den Steg. Beide grüßten die alten Leute, die ihr Gespräch abbrachen und sich umwendeten. Meister Elsner ward heiterer, als er seinen Sohn erblickte. Ihm fiel ein, daß der Doctor wohl im Stande sei, seinen alten Eltern eine Stütze zu werden, wenn Alles schief ginge. Der Gedanke an die Tochter des Finanzraths verscheuchte den Sonnenblick wieder, der einen Moment sein Gesicht verklärte. Es wäre ihm jetzt lieber gewesen, wenn der Doctor ein

Bauermädchen geliebt hätte. Aber er schwieg, er wollte dem wackern jungen Manne keine Vorwürfe machen.

— Wohin? fragte er.

— An den See. Die Luft ist angenehm, sie wird meinen Patienten stärken.

— Ja, die Luft am See ist angenehm! murmelte Vater Elsner. Sie kommt heute von dem Schlosse herüber, fügte er leise hinzu.

— Ich werde mit dem Frühstücke in der Stube warten! rief Mutter Elsner.

Die beiden Spazirgänger wollten an der Laube vorüber auf die Wiese treten; da blieb Florian wie festgebannt stehen. Er sah zwei Frauengestalten in dem Hofthore erscheinen. Die eine war Louise, er erkannte sie, obgleich ein grüner Schleier ihr Gesicht verhüllte. Katharine trug den Mantel ihrer Herrin.

Florian eilte der Geliebten hastig entgegen; er vergaß seinen Patienten und seine Eltern. Meister Elsner sah mit unmuthigen Blicken die vornehme Dame an.

— Ist das heute ein Tag! murmelte er. Da kommt die Tochter meines Feindes, der mich verderben will. Dieser Besuch paßt für meine Stimmung.

Er machte sich an den Kornsäcken zu schaffen, um seinen Unmuth nicht zu verrathen. Das Mütterchen stand, freudig erschreckt, mit gefalteten Händen und sah

zu, wie die beiden jungen Leute eifrig mit einander sprachen.

— Das ist seine Geliebte! flüsterte sie stolz dem Fabrikanten zu, der an ihre Seite getreten war.

— Wer ist die junge Dame? fragte leise Ewald Börner.

— Die Tochter des Schloßbesitzers.

— Des Finanzraths von Vollmar?

— Ja, Louise von Vollmar.

— Ich beneide Ihren Sohn.

— Sie kommt, um meinen Sohn zu besuchen. Das ist brav von ihr . . . nicht wahr?

— Ja, das ist brav! flüsterte Ewald, der jetzt die reizenden Züge anstarrte, denn Louise hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Ein schönes Mädchen! fügte er unwillkürlich hinzu. Und reich wie eine Fürstin.

— Sie haben sich lange nicht gesehen, meinte Mutter Elsner. Ach Gott! Wenn nur ihr Vater nicht so stolz wäre; ich glaube kaum, daß etwas Gutes daraus wird. Mein armer Sohn! Sehen Sie nur . . . jetzt wird er betrübt . . . Louise muß ihm wohl eine unangenehme Nachricht gebracht haben.

— Wohl möglich, denn auch sie scheint betrübt zu sein.

Florian ergriff die Hand Louise's, und führte sie seinen Eltern zu. Meister Elsner, der nicht ausweichen

konnte, zog seine mehlbestäubte Ledermütze und grüßte. Louise reichte mit herzgewinnender Freundlichkeit und Anmuth den beiden alten Leuten ihre zarte Hand. Mutter Elsner war keines Wortes mächtig; sie betrachtete stumm die vornehme Dame, die ihres Sohnes wegen gekommen war. Sie wußte ja, was Louise für sie gethan hatte.

— Wie lange habe ich Ihnen einen Besuch abstatten wollen, begann Louise; heute muß ich die Pflicht erfüllen, die mir stets am Herzen gelegen hat. Haben Sie sich über meinen Vater zu beklagen, woran ich nicht zweifele, o, so lassen Sie es mir nicht entgelten; Gott weiß, daß ich, wie Sie, gelitten habe! Ihre Hand, mein Mütterchen . . . Ihre Hand, lieber Meister!

Der Müller reichte sie ihr. Ihm traten die Thränen in die Augen. Sein Groll war verschwunden, als er diese, in einem bewegten Tone gesprochenen Worte gehört.

— Ja wohl, sagte er, ich habe mich über Ihren Vater zu beklagen. Aber fürchten Sie deshalb nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe mache, denn ich weiß ja, wie gut Sie es mit uns meinen.

Er ward verlegen, denn er erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß er mit Louise's Hülfe den Bau unternommen hatte. Die Tochter des Finanzraths sprach nun mit Florian's Mutter; die gewandte junge Dame ersparte der alten Frau jede Verlegenheit.

— Mein liebes Fräulein, unterbrach der Müller das Gespräch, der sich dankbar bezeigen zu müssen glaubte, mein liebes Fräulein, ich gebe Ihrem Herrn Vater die geringste Schuld, so wahr ich vor Ihnen stehe . . . sein böser Geist ist der Schloßverwalter Biber, von ihm kommt alles Unheil her. Ich weiß das genau, weil ich den langen Menschen kenne. Wenn sich ihm der Herr Finanzrath nur nicht zu viel anvertrauen wollte; es kommt die Zeit, daß er es bitter bereuet. Er wird in Zwist gerathen mit allen Menschen und wird sich Sorgen über Sorgen schaffen, was der reiche Herr doch gar nicht nöthig hat. Sagen Sie das Ihrem Herrn Vater, und warnen Sie ihn.

Er reichte Louisen die Hand, dann verschwand er hinter der Mühle. Im nächsten Augenblicke kam er zurück, und sagte zu dem Fabrikanten:

— Kommen Sie, Herr Börner, ich werde Sie führen. Die beiden dort haben wohl mit einander zu sprechen.

Ewald folgte ungern nach der Wiese, er hätte sich lieber mit der Tochter des Finanzraths unterhalten, deren Schönheit ihn entzückte.

Mutter Elsner führte geschäftig den vornehmen Besuch in das ländliche Zimmer, das bereits gefegt und aufgeräumt war. Auf den schlichten Möbeln lag kein Stäubchen; der gescheuerte Fußboden war mit weißem

Sande bestreut. Durch die blanken Fenster fiel freundlich das Sonnenlicht herein.

— Lade sie zum Frühstück ein! flüsterte die Mutter dem Sohne zu.

— Gewiß, mein Mütterchen, antwortete Florian; und sie wird die Einladung auch annehmen. Nicht wahr, Louise?

— Wozu? fragte diese.

— Mein Mütterchen läßt Dich zum Frühstücke einladen.

— Wie gern bin ich Ihr Gast! Wollte Gott, ich könnte von nun an stets bei Ihnen bleiben.

Louise küßte der alten Frau die Stirn.

— Du lieber Gott, wie gut sind Sie! rief das Mütterchen. Aber mein Florian hat Sie auch lieb, ich weiß das ... er kann für Sie sterben, wenn es sein muß.

Der Doctor flüsterte seiner Mutter einige Worte in das Ohr.

— Ja, sagte sie dann. Ich gehe, und werde Alles besorgen!

Louise und Florian waren allein.

— Ich muß morgen meinen Vater in die Stadt begleiten, begann sie. Aber ehe ich scheide, ehe ich die Gegend verlasse, in der Dein väterliches Haus steht, muß ich Dir mittheilen, mein geliebter Freund, daß ich den Plan zu einer heimlichen Flucht aufgegeben habe,

so wünschenswerth er mir auch erschien. Es hat sich, seit wir uns nicht gesehen, Vieles geändert. Dich fesselt die Liebe an Deine alten, würdigen Eltern; mich fesselt die Pflicht an meinen Vater.

Florian war bestürzt geworden.

— Du hast Recht, stammelte er; ich frage nicht nach dem Grunde der Umwandlung Deiner Gesinnung . . . aber Du bleibst stets die Tochter des Finanzraths von Vollmar.

Ueber Louise's zartes Gesicht verbreitete sich ein schmerzliches Lächeln.

— Die Umwandlung meiner Gesinnung! wiederholte sie. Kannst Du glauben, daß sich meine Liebe zu Dir je ändern wird? Kannst Du glauben, daß ich den Plänen meines Vaters je beipflichten werde? Florian, ich bleibe dieselbe, so lange ich athme . . .

Thränen unterbrachen ihre Worte.

— Louise, um Gotteswillen, was ist geschehen? rief Florian. Du bist muthlos geworden. Wo ist die feste Zuversicht auf den Stern, der über unsere Liebe wacht? Ja wohl, es hat sich Alles geändert! Sonst warst Du die starke Seele, die mir Muth einflößte, Du beseitigtest mit Festigkeit die Bedenken, die in mir aufstiegen . . . Louise, meine Liebe zu Dir ist grenzenlos, sie bringt jedes zu Deinem Glücke erforderliche Opfer. Sprich die Mittheilung unumwunden aus, die Du mir zu machen

hast. Ich werde nicht klagen, will Dich nicht mit Vorwürfen überschütten . . . die Macht der Verhältnisse ist stärker, als unsere Liebe.

Louise schüttelte ihr schönes Haupt.

— Ich kenne Deine Opferfreudigkeit! flüsterte sie. Die Worte, die Du so eben gesprochen, beweisen mir, wenn ich es nicht schon wüßte, daß Du mich rein und aufrichtig liebst. Diese Ueberzeugung erlegt mir die Pflicht auf, Dir alle Verhältnisse klar darzuthun, so lange es noch bei Dir steht, eine Wahl zu treffen. Du erinnertest mich einst daran, daß Deine Zärtlichkeiten mir die Liebe des Vaters nicht ersetzen könnten, deren ich durch eine Vereinigung mit Dir verlustig gehe. Du erinnertest mich an die Vorwürfe, die mir mein Gewissen machen müßte, wenn ich ohne des Vaters Segen mit Dir zum Altare ginge — Du klagtest Dich an, zwischen mich und meinen Vater getreten zu sein . . . Florian, wie Du damals, muß ich heute zu Dir sprechen: Louise kann Dich von Deinen braven Eltern trennen, kann ihnen den Kummer bereiten, ihren einzigen Sohn zu beklagen . . Florian, ich bin nicht mehr dieselbe Louise, die ich damals war! Heute muß ich fragen: Kannst Du mich unter den veränderten Verhältnissen in Deine Familie aufnehmen? Kannst Du Deinen Eltern, die arm, aber ehrlich sind, zumuthen, mich ihre Tochter zu nennen?

— Louise, ich verstehe Dich nicht! stammelte der verwirrte Florian. Giebt es denn eine Macht, die uns trennen könnte, wenn nicht der Fluch der Eltern?

— Ja, es giebt noch eine Macht.

— Nenne sie.

— Die Schande! flüsterte Louise, die bleich ward, wie eine Lilie. Die Schande ist das furchtbare Gespenst, das unser Glück zu zertrümmern droht.

— Du sprichst im Wahne, Louise! rief Florian. Ich bürge für Dich im Angesichte der Welt!

— Höre mich an, fuhr sie dringend fort, Du mußt Alles wissen. Ich beschuldigte meinen Vater der Hartherzigkeit, des Ehrgeizes und des Stolzes — nein, er hat andere Beweggründe, mich zu einer Heirath mit dem Officier zu zwingen, traurige, beklagenswerthe Beweggründe. Mein Geliebter, ich spreche zu Dir offen, weil Du das einzige Wesen bist, dem ich vertrauen, von dem ich Rath und Hülfe erwarten kann.

— Fahre fort, fahre fort!

— Ich scheue mich nicht, Dir ein Geheimniß zu entdecken, das meinen Vater anklagt. Der reiche Finanzrath von Vollmar, der in der allgemeinen Achtung so hoch steht, hat sein Vermögen durch ein — Verbrechen begründet.

— Großer Gott!

— Feodor von Crusius, der mir bestimmte Bräutigam, ist der Bevortheilte.

Sie erzählte rasch und hastig, was sie über diesen Punkt wußte.

— Das Document, schloß sie, ist verschwunden, und da mein Vater längst hätte zahlen müssen, denn der Lieutenant ist mündig, so kann man ihn offenbar einer Unredlichkeit zeihen. Nun will er das Schweigen jenes Fremden erkaufen, vielleicht so lange, bis ich die Gattin des jungen Crusius bin. Die Sache muß ernster sein, als sie den Anschein hat, denn mein Vater ist krank und lebenssatt — bei seinem Ehrgeize läßt sich Alles fürchten. Florian, rathe, hilf mir! Du siehst, daß die Tochter eines solchen Mannes . . .

Der junge Arzt schloß ihr den Mund durch einen langen, heißen Kuß.

— Schweige, Louise, rief er freudigzitternd, schweige gegen Jedermann. Noch hat Dein Vater keine Verirrung begangen, aber er kann sie begehen, kann gebrandmarkt werden, wenn wir nicht vorbeugen.

— Wir? wir? Wie kann das geschehen?

— Den Gedanken, Dich mir mitzutheilen, hat Dir der gute Gott eingegeben, denn sonst hätte ich nicht helfen können. Und Du zagst, Louise, Du zagst? Hast Du Theil an der Verirrung Deines Vaters? Unsere Liebe

ist gerettet, Dein Vater ist gerettet, wir Alle werden glücklich sein. Von mir hängt es ab, die Fäden einer Intrigue zu zerreißen, die List und Bosheit gewoben haben. Nun erkläre ich mir Alles! Du hast mir den Schlüssel zu einem Räthsel geliefert, mit dessen Lösung ich seit Wochen beschäftigt bin. Louise, das Document ist vorhanden.

— Florian, Florian! Wer besitzt es?

— Ich! rief der junge Mann, dessen Augen glüheten. In unsern Händen, Louise, liegt das Geschick Deines Vaters.

Sie starrte ihn mit Blicken der Ungläubigkeit an.

— Du willst mich trösten, flüsterte sie, willst aus Mitleiden mit mir ein Unternehmen auf Dich laden, das offenbar mißlingen wird.

Florian antwortete nicht; er drückte die Geliebte stürmisch an seine Brust. Dann verließ er das Zimmer. Louise erlag fast den heftigen Gemüthsbewegungen, die sich ihrer in so rascher Folge bemächtigt hatten. Sie sank erschöpft auf einen Stuhl. Die alte Uhr, deren schwerfälliger Pendel sich in einem braunen Kasten bewegte, schlug zehn. Draußen rauschte das Wasser, klapperte die Mühle. Louise glaubte zu träumen. Florian's Eintritt schreckte sie aus dem Nachsinnen empor.

— Setze Dich zu mir, Louise, wir wollen gemein=

schaftlich lesen! flüsterte er. Hier ist das Papier; ich habe es wie ein Heiligthum aufbewahrt, trotzdem ich die ganze Wichtigkeit desselben erst diesen Morgen kennen gelernt. Eine wunderbare Ahnung sagte mir, daß es uns von Nutzen sein könnte.

Beide saßen auf der braun angestrichenen Bank hinter dem weißgescheuerten Tische. Der Doctor holte sein kostbares Document hervor und breitete es aus. Louise erkannte auf den ersten Blick die Schriftzüge ihres Vaters. Sie las:

„Hierdurch erkenne ich an, von dem Herrn Baron Christian von Nieheim die Summe von dreißigtausend Thalern empfangen zu haben. Dem Vorzeiger dieses Anerkenntnisses zahle ich nach vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung das Capital zurück, ingleichen die Zinsen zu fünf vom Hundert und für das Jahr berechnet. Sollte ich mit Tode abgehen, ehe dieses Papier präsentirt wird, so ist mein Nachfolger gehalten, die Zahlung in beregter Weise zu leisten. Im Uebrigen verspreche ich, den ferneren Anordnungeu des Herrn Barons, bezüglich der Anlage dieses Capitals, treulich Folge zu geben.

Friedrich Vollmar."

— Nun lies die Rückseite! sagte Florian, indem er das Papier umwandte.

Folgende Zeilen, von einer andern Hand geschrieben, fanden sich darauf vor:

„Zu dem Gesammtvermögen. Ich annullire den zehnten Paragraph meines Testaments. Der Banquier soll nur gegen Rückgabe dieses Scheines zahlen. Dies ist mein fester Wille.

Baron Christian von Nieheim."

— Wie kommt dieses Papier in Deine Hände, Florian? Wer hat es Dir gegeben? fragte Louise.

— Jene Frau, die wir in dem Mausoleum gesehen, oder richtiger gesagt, die Tochter dieser Frau, die mich für ihren Liebhaber gehalten hat.

Er erzählte nun die Vorfälle jener Nacht, die der Leser bereits kennt; dann fügte er die Aufschlüsse hinzu, die ihm Ewald Börner gegeben. Louise wußte nun Alles.

— Frau Bertram nennt sich die Fremde, die wir in dem Mausoleum gesehen haben? fragte sie.

— Ja.

— Ich muß mit ihr sprechen.

— Dies wird nur dann erst möglich sein, wenn wir ihren Aufenthalt kennen. Für jetzt übergebe ich Dir dieses Papier und rathe Dir Schweigen an, damit jener Mensch, der die Unterredung mit Deinem Vater in der Grotte hatte, sich so weit nähert, daß wir uns seiner bemächtigen können. Dein Vater weiß nicht um die

Annullirung jenes Testamentsparagraphen, er wähnt sich noch zu einer Obliegenheit verpflichtet, die ihm der Baron auferlegt hat. Und nun dürfen wir die Hauptsache nicht vergessen: der Baron spricht hier von einem Testament — die Erben haben ohne Testament das große Vermögen getheilt. Man hat einen enormen Betrug verübt. Der Angriff auf Deinen Vater ist eine Consequenz dieses Betrugs. Aus dem Testamente hat man die Existenz dieses Papieres erfahren; da man desselben aber nicht habhaft werden konnte, nimmt man zur Einschüchterung seine Zuflucht. Die Betrüger sind ebenso schlau als keck und verwegen. Nimm dieses Papier, Louise, und schütze Deinen Vater.

— Nein, nein! rief sie rasch. Ich nehme es nicht.

— Warum?

— Du wirst es behalten und als Retter meines Vaters auftreten. Es soll Dir keine Rache, wohl aber der Beweis sein, daß er Dich arg verkannt hat. Und dann geziemt es sich, daß Du Männern gegenüber für Deine Braut handelst.

— Louise, ich bin ja nur ein Werkzeug in der Hand des Zufalls.

— Bis zu diesem Augenblicke; aber ich glaube, Du wirst bald selbstständig handeln müssen. Zeige den Crusius', die Dich mißhandelt haben, daß Du ein Mann

bist! An diesen Leuten mußt Du eine kleine Rache üben, und wäre es auch nur die, daß sie ihre Erbärmlichkeit Dir gegenüber erkennen. Gönne mir diesen Triumph, bat sie schmeichelnd; ich bin so eitel, auf Dich stolz sein zu wollen.

Sie warf sich lächelnd in seine ausgebreiteten Arme.

— Mein Vater ist wohl nicht ganz frei von Schuld, flüsterte sie. Die Furcht vor seinen Feinden macht ihn verdächtig. Verzeihe ihm, lieber Freund; was er gegen uns gethan, hat er ja eben nur aus Furcht gethan.

— Louise, ich söhne Deinen Vater mit mir aus.

— Und was kann ich thun?

— Bedenke meine Eltern.

— Die braven Leute sollen ihre Schwiegertochter bald schätzen lernen. Wie ganz anders stehen sie da, als der reiche Finanzrath. Mir steigt das Blut in's Gesicht, wenn ich die Ehrerbietung Deines alten Mütterchens sehe. Die Aussöhnung unserer Eltern sei meine Aufgabe, sie muß mit sanfter Hand bewirkt werden. Ach, wie arm und elend betrat ich diese Mühle, und wie reich und glücklich verlasse ich sie!

— Es giebt einen Gott, der über unsere Liebe wacht! rief Florian. Gehe getrost mit Deinem Vater zur Stadt.

— Und Du?

— Ich folge Dir.

— Meine Katharine ist eine verschwiegene, treue Botin; sie wird so lange unsere Correspondenz vermitteln, als uns die Umstände verhindern, persönlich zu verkehren. Jetzt führe mich zu Deiner Mutter!

— Gönne mir noch einige Augenblicke, wir haben uns ja noch so viel zu sagen.

Neuntes Kapitel.

Der alte Müller kehrte mit seinem Begleiter von dem Spazirgange zurück. Das Gespräch Beider hatte sich um die Bauten und um die Intriguen des Schloßverwalters gedreht, den Vater Elsner als seinen ärgsten Feind bezeichnete. Der gute Alte, der heute wieder seinen bösen Tag hatte, war sehr aufgeregt. Kaum war er in den Hof getreten, als auch der Schulze, sein Freund, mit zwei Männern in dem Hofe erschien.

— Was ist denn das? fragte der Müller, indem er stehen blieb.

Der Schulze, ein schlichter Landmann von biederm Aussehen, näherte sich ihm.

— Guten Morgen, Elsner! grüßte er mit betrübten Mienen.

Der Angeredete reichte dem Freunde schweigend die Hand. Nachdem er ihn einige Augenblicke angesehen, sagte er:

— Deine Mienen, Freund, und Deine Begleitung prophezeien nichts Gutes. Du kommst in Amtsgeschäften.

— Leider ist es so. Das Gerichtsamt hat mich aufgefordert, der Publication eines Erkenntnisses beizuwohnen, wie es als Schulze des Dorfs, zu dem Deine Mühle gehört, meine Pflicht ist. Ich komme dieser Pflicht mit schwerem Herzen nach. Der Prozeß des Finanzraths gegen Dich ist zu Ende. Dort steht die Gerichtscommission . . .

Eine Equipage fuhr in den Hof. Biber und der Finanzrath stiegen aus; sie sprachen mit den Gerichtsbeamteten.

— Die fehlen noch! murmelte der Müller, der kaum seinen Groll zu unterdrücken vermochte.

— Auch der Finanzrath, Dein Gegner, ist geladen, flüsterte ihm der Schulze zu. Du hast allen Grund, entrüstet zu sein; aber laß Dich nicht hinreißen, Elsner, dulde den Feind für die kurze Zeit und höre ruhig, was Dir das Gericht eröffnet. Man kann Dich leicht einer Nichtachtung der Obrigkeit zeihen. Folge meinem Rathe, Freund, ich meine es gut mit Dir.

Der Meister schüttelte sich wie von einem Fieberfroste ergriffen. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte:

— Gott gebe mir ruhiges Blut bei dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit! Was soll denn nun geschehen?

— Die Laube ist größer, als Deine Stube, meinte der Schulze; die Herren können die Verhandlung hier vornehmen. Bist Du damit zufrieden?

— Ich bin mit Allem zufrieden. Thue Deine Pflicht.

— Recht so, Freund; gegen den Stachel ist bös lecken.

Der Schulze rückte den Tisch in der Laube zurecht und setzte ein Schreibzeug darauf, das er mitgebracht hatte. Dann lud er die Herren ein, die Laube zu betreten.

Meister Elsner lehnte mit verschränkten Armen an dem Eingange, ohne auf den Gruß der Ankommenden zu danken; man sah den Kampf, der in seinem Innern tobte. Ewald Börner, den Arm in der Binde tragend, stand neben ihm. Der Protokollant nahm seinen Platz ein und ergriff die Feder; der Actuar eröffnete den Termin. Der Finanzrath und Biber befanden sich in dem Innern der Laube und hörten, scheinbar theilnahmlos, zu. Nach den üblichen Formalitäten verlas der Actuar das Erkenntniß des Gerichts, dessen Kern war: Meister Elsner solle sich jeglicher Benutzung des See's enthalten, solle seinen Kanal sofort schließen, wenn er sich nicht

Zwangsmaßregeln aussetzen wolle, und von diesem Augenblicke an das Fischen und das Fahren im Kahne einstellen. Außerdem sei er in die Tragung sämmtlicher Kosten verurtheilt. Dem Finanzrathe stehe es frei, sein Territorium durch einen Zaun oder durch eine Mauer abzugrenzen.

— Haben Sie gehört? fragte der Actuar, nachdem er geendet.

Meister Elsner verließ seinen Platz und verschwand, ohne zu antworten. Der Schulze ging ihm nach. Die übrigen Personen blieben in ängstlicher Spannung zurück. Zwei Minuten später hörte man das Gerassel der fallenden Wehre, das Wasserrad ging langsamer und stand endlich still. Drinnen verstummte das muntere Geklapper und kein Laut regte sich mehr. Die arme Mühle hatte ihren letzten Pulsschlag gethan; sie war todt.

Der Schulze und Meister Elsner erschienen wieder.

— Das ist meine Antwort! sagte der Meister, dessen Gesicht eine Todtenblässe bedeckte. Das ist meine Antwort, Herr Actuar, wiederholte er noch einmal mit bebender Stimme.

Dann verschränkte er die Arme und nahm seinen Platz an dem Pfosten der Laube wieder ein.

— Sie haben das Recht, gegen dieses Erkenntniß eine Appellation anzumelden.

— Ich will nicht appelliren.

— Ueberlege Dir's, Elsner! flüsterte ihm der Schulze zu.

— Soll ich meine letzten paar Thaler dem Gerichte an den Hals werfen? O ja, fügte er bitter hinzu, auch das könnte wohl noch geschehen, damit ich um einige Monate früher ruinirt werde. Der da wird schon gesorgt haben — er deutete auf den Finanzrath — daß ich . . .

— Ruhig, Elsner, ruhig! mahnte der Schulze, der die heftigen Ausbrüche seines Freundes kannte. Hast Du noch Etwas zu erklären?

— Nichts! war die kurze Antwort.

— So ist der Termin geschlossen! sagte der Actuar. Vergessen Sie nicht, binnen vierzehn Tagen einundneunzig Thaler Kosten abzuliefern, wie diese Liquidation besagt. Man wird sonst Execution verhängen.

Die Commission entfernte sich.

— Ich komme zurück! flüsterte der Schulze seinem Freunde zu.

Dann folgte er den Gerichtsherren.

— Und Sie, Herr Biber? fragte der Meister, der am ganzen Körper bebte. Wollen Sie sich noch an den letzten Zuckungen Ihres Schlachtopfers weiden? Dort ist das Thor . . . und ich bin der Herr in

diesem Gerumpel! Vergessen Sie das nicht, Herr Biber!

Der lange Mann erhob sich.

— Sie sind Herr, und ich habe hier Nichts mehr zu suchen, murmelte er. Wenn mir der Herr Finanzrath erlaubt . . .

— Bleiben Sie, Biber!

— Sie befehlen, Herr Finanzrath.

— Ich habe mit dem Meister noch einige Worte zu reden, wenn er die Ruhe hat, mich anzuhören.

— Die Ruhe können Sie mir dadurch verschaffen, daß Sie diesen langen Menschen fortjagen! rief der Müller. Der Prozeß ist zu Ende, meine Mühle steht still, wir sind nun fertig. Ich will Ruhe haben, will mich nicht mehr ärgern. Jener da treibt mir die Galle in das Blut. Der Mensch hinkt wie der Teufel. Sehen Sie nur, wie er lacht! Er kann zufrieden sein, der Zweck ist erreicht.

Der Finanzrath gab seinem Verwalter einen Wink. Biber ging nach dem Hofthore und ließ sich dort auf einem Baumstamm nieder. Auch Ewald Börner trat zur Seite.

— Meister Elsner, begann der Banquier, der Prozeß ist zu meinen Gunsten entschieden, wie dies so kommen mußte. Ich wollte mein Recht haben, und es ist mir

geworden. Aber damit bin ich noch nicht zufrieden gestellt.

Der Müller brach in ein bitteres Lacheu aus.

— Noch nicht zufriedengestellt? rief er dann. Weiter reicht die Macht Ihres Geldes nicht!

— Vielleicht doch, lieber Meister.

— Das wollen wir sehen! Das Haus habe ich gekauft und bezahlt, es ist mein rechtliches Eigenthum. Dieses alte Gerumpel soll Ihnen zum Aerger stehen bleiben, bis es von selbst einfällt. Oder wollen Sie Ihren hinkenden Teufel abschicken, daß er es mir über dem Kopfe anzündet? Der thut's! Der thut Alles für Geld und gute Worte, vorzüglich wenn es mir gilt. Aber mein geladenes Gewehr hängt an der Wand, geladen für meinen Todfeind!

Der Finanzrath setzte dem zornigen Müller die größte Ruhe entgegen.

— Es muß den Anschein haben, fuhr er fort, als der Meister schwieg, als verfolge ich meinen Vortheil oder übe eine kleinliche Rache. Ueber diesen Punkt Sie zu belehren, bin ich geblieben. Das Wasser ist Ihnen entzogen, Sie werden von heute an ohne Erwerb sein. Ich bedauere diesen Umstand und biete Ihnen eine Entschädigung. Ich will nicht, daß durch mich eine Familie brodlos werde. Antworten Sie frei und offen: wie hoch

schlagen Sie den reinen Gewinn an, den Sie jährlich aus Ihrer Mühle gezogen?

Meister Elsner starrte den Mann an, der diese Frage an ihn gerichtet.

— Den reinen Gewinn? wiederholte er murmelnd.

— Ja.

— Aber wozu das?

— Ich werde ihn zahlen, so lange Sie oder Ihre Frau leben. Von der Veräußerung des Hauses sehe ich ab; wohnen Sie in Ruhe und Frieden am See.

Der Müller war völlig entwaffnet. Diese Großmuth von dem Manne, den er für bös und habsüchtig gehalten, hatte er nicht erwartet. Aber mißtrauisch wie er war, suchte er dem Grunde des Erbietens nachzuspüren. Er legte die Hand an das Kinn, und ging nachdenkend auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

— Soll ich offen sein, Herr? fragte er.

— Ich wünsche Nichts mehr, als das! antwortete fest der Banquier.

— Da ist mir Etwas eingefallen.

— Was ist das?

— Sie wollen mir eine Rente geben, eine Art Gnadenbrod . . . das ist allerdings gut und löblich; aber Herr Finanzrath, Sie haben eine Tochter, und ich habe einen Sohn, einen Doctor, der mit Ehren in die

Welt treten muß. Mein Sohn liegt mir ebenso sehr am Herzen, als Ihnen das schöne Fräulein. Herr Gott, jemehr ich über die Sache nachdenke, je klarer wird sie mir! Ja, ich habe jetzt den Grund heraus, der Sie leitet. Werden die Leute nicht sagen, der reiche Finanzrath hat den Doctor Elsner abgekauft, und der Doctor Elsner hat sich abkaufen lassen? Ja, das werden sie sagen, wie das Abkaufen auch geschehen mag. Herr, leugnen Sie es nicht: dieses Manöver hat Ihnen der Schloßverwalter eingeblasen. Der Mann ist nicht damit zufrieden, daß er dem Vater das Brod nimmt, er will auch dem Sohne die Ehre rauben. Habe ich den rechten Fleck getroffen, Herr Finanzrath? Ja, ein Müller hat seinen hausbackenen Verstand; er begreift schon, wenn auch ein wenig schwer. Nein, das kann ich dem wackern Jungen nicht zu Leide thun, lieber will ich kärglich leben und mich bei den Bauern als Knecht verdingen. Gestehen Sie es nur, Herr, Sie würden in meiner Stelle eben so handeln.

Jetzt fiel ihm ein, daß Louise sich in der Mühle befand, daß sie mit Florian plauderte. Er ging unruhig auf und ab. Wie gern hätte er in seinem Stolze gesagt: „Sie machen das Mädchen meinem Sohne nicht abwendig;" aber er wollte nicht rachsüchtig scheinen. Das Eigenthümliche der Lage fiel ihm schwer auf das

Herz. Die Kinder liebten sich, während die Väter prozessirten und sich feindlich gegenüber standen. Der Müller wußte nicht, was er beginnen sollte. Dem Finanzrathe Louisen's Anwesenheit zu entdecken, forderte ihn zwar sein Ehrgefühl auf; aber die Vorsicht hielt ihn davon ab.

Der Banquier hatte indeß seinen Platz verlassen. Seine Verlegenheit verrieth, daß der Müller die wahre Absicht erkannt hatte.

— Ich entferne mich, sagte er stolz, als ob er ein weiteres Eingehen auf die Sache verschmähete. Diesen Abend noch treffen Sie mich auf meinem Schlosse; haben Sie reiflicher überlegt und einen Entschluß gefaßt, so melden Sie ihn mir. Ich kann nicht mehr thun.

Meister Elsner winkte abwehrend mit der Hand.

— Vater! rief eine Stimme.

Zu gleicher Zeit trat Louise hinter der Laube hervor.

— Du? Du? rief bestürzt der Finanzrath.

— Ich habe Alles vernommen, was hier vorgegangen. So dürfen Sie die Mühle nicht verlassen.

— Hast Du auch meinen Vorschlag gehört? fragte zornig der Banquier.

— Ja, mein Vater. Und Meister Elsner wird ihn annehmen.

— Das muthen Sie mir zu? rief der Alte. Jetzt

bereue ich, Ihrem Vater nicht gesagt zu haben, daß Sie schon seit einer Stunde hier sind.

— Sprechen Sie mit Florian, sagte freundlich Louise; ich werde mit meinem Vater sprechen.

In demselben Augenblicke ergriff Florian den Arm seines Vaters. Louise trat mit dem Finanzrathe in die Laube.

Belauschen wir das Gespräch zwischen Vater und und Sohn, die beide den Weg nach der Wiese eingeschlagen hatten.

— Du darfst das Erbieten des Finanzraths nicht abweisen, Vater.

— Und das forderst Du, Florian?

— Dich hat ein ganz richtiges Gefühl geleitet, mein guter Vater, so lange Du nicht wußtest, daß Louise meine verlobte Braut ist.

— Verlobt ohne den Willen des Finanzraths! rief auffahrend der Alte. Verlobt, ohne meine Einwilligung!

— Ich bitte Dich nachträglich darum. Du weißt, daß Louise mein Glück, mein Leben ist . . . willst Du mich unglücklich machen? Die Mutter hat ihre Einwilligung gegeben . . .

— Mensch, was sind das für Dinge! Man geht nicht so leichtsinnig mit einem heiligen Versprechen um!

— Vater, Du kennst mich; ich handele nicht unüberlegt.

— Vor einem Jahre nahmst Du Geld von dem Mädchen . . .

— Höre mich an, bat Florian. Du weißt, daß mir meine Ehre über Alles geht, und Louise fordert nicht, daß ich sie verletze oder verletzen lasse.

— Demnach soll ich das Gnadenbrod essen?

— Nein; aber Du mußt dem Finanzrathe entgegenkommen.

— Wie, wie soll ich ihm entgegenkommen?

— Du schätzest Deinen Jahresgewinn, giebst ihn an und nimmst die Rente.

— Kommt mir denn mein Feind entgegen?

— Ohne Zweifel. Der Finanzrath hat den unglückseligen Prozeß gewonnen . . .

— Und mir die Wehre schließen lassen, daß ich nicht arbeiten kann. Das ist ein Schimpf, eine Schmach, die ich kaum ertrage. Jeder muß nun sagen, ich habe seit Jahren mir fremdes Gut angeeignet, habe das Wasser des See's widerrechtlich benutzt.

— Die Leute werden Nichts davon erfahren.

— Wenn meine Mühle still steht?

— In einer Viertelstunde wird sie wieder gehen, ich bürge dafür.

— Willst Du betteln für mich, Florian? rief der Alte, dessen Augen blitzten.

— Nein, Vater nein!

— Willst Du deshalb von dem Mädchen lassen, damit ich nicht Noth leide? Dem reichen Manne soll von unserer Seite kein Zugeständniß gemacht werden. Dem Gesetze muß ich mich beugen, aber . . .

— Der Finanzrath wird das Erkenntniß des Gerichts umstoßen, wird Sie bitten den Prozeß zu vergessen und ruhig in Ihrem Besitzthume zu bleiben.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Rauschen vernehmen. Der Alte wandte sich rasch nach dem Hause zurück. Das große Rad begann sich zu drehen und gleich darauf klapperte lustig die Mühle.

Meister Elsner sah den Sohn überrascht an.

— Das ist Louise's Werk! flüsterte Florian, dem die Thränen in die Augen traten. Du hast kein Wort der Bitte ausgesprochen — ist Dir Dein Feind nicht entgegengekommen?

Der Alte sah, wie der Banquier dem Mühlknappen ein Stück Geld dafür gab, daß er das Wehr aufgezogen hatte.

Berichten wir nun, wie Louise den Vater bekehrt hatte. Als sie sich mit ihm allein in der Laube befand, ergriff sie liebreich seine Hand.

— Ich sehe, Vater, flüsterte sie, daß mein Erscheinen in der Mühle Ihr Mißfallen erregt; aber sprechen

Sie Ihre Vorwürfe nicht aus, bevor Sie mich gehört haben.

Die Lippen des Banquier's bebten.

— Es ist hier nicht der Ort, eine solche Sache zu verhandeln. Nun ist mir der Stolz dieses Bauers erklärlich. Du hast mich tief gedemüthigt. Mein einziges Kind wird zur Verrätherin an mir.

— Wahrlich nicht, lieber Vater.

— Meine Ehre ist in Gefahr!

— Im Gegentheil, sie ist gerettet.

— Wer hat sie gerettet, Louise?

— Meine Anwesenheit in der Mühle.

— Mädchen, scherze nicht!

— Sie kennen Ihre Freunde nicht, und suchen Ihre Feinde, wo sie nicht sind. Vater, die Crusius' können Sie nicht retten . . .

— Aber wohl mich verderben! Bedenke das Louise!

— Sie können weder das Eine noch das Andere. Feodor ist zwar der Pathe des verstorbenen Barons von Nieheim; aber er hat keine Ansprüche auf die Ihnen übergebene Summe von dreißigtausend Thalern.

— Louise! flüsterte zitternd der Banquier.

— Sie hören, ich kenne das wichtigste Geheimniß Ihres Lebens. Aber beruhigen Sie sich und fürchten Sie den Lieutenant nicht mehr — er ist enterbt. Man wird

Ihnen die Bestimmung des Verstorbenen überliefern, die kein anderer besitzt, als — der Doctor Elsner. Ein Fremder sucht Sie einzuschüchtern, speculirt auf Ihre Casse — Vater, ein treuer und ergebener Freund wird Ihnen Ihre Quittung zurückgeben, und dieser Freund ist Florian. Er sagt, die Ehre des Finanzraths von Vollmar ist Louise's Ehre, und wer die Ehre dieser antastet, ist mein Todfeind. So hat er für Sie gekämpft, ohne daß Sie es wissen, ohne daß seine eigenen Eltern es ahnen.

Der Banquier war einige Augenblicke sprachlos.

— Das Document, stammelte er endlich, befindet sich in seinen Händen?

— Ich habe es gesehen. Es ist eine von Ihnen ausgestellte Quittung. Auf der Rückseite steht die Verfügung, daß das in Ihren Händen befindliche Kapital zu der Erbschaftsmasse kommen soll. Beharren Sie nun noch darauf, daß dem Vater Ihres Retters die Mühle geschlossen bleibe?

— Das sagst Du mir heute?

— Weil ich es erst heute erfahren habe; nehmen Sie Ihr Verbot zurück, es ist ja nicht nöthig, daß Sie einen Grund dafür angeben. Sie dürfen nicht gehen, ohne ein Zeichen der Versöhnung zu hinterlassen.

— Ich habe dem Müller eine Rente angeboten . . .

— Bleiben Sie dabei!

— Er hat sie ausgeschlagen.

— Jetzt wird er sie annehmen.

— Louise, bin ich gerettet?

— O, so glauben Sie doch Ihrer Tochter, die mit Ihnen unglücklich geworden wäre!

Der Mühlknappe ging vorüber. Der Finanzrath rief ihn.

— Ziehe sogleich das Wehr auf und laß das Rad treiben! befahl er ihm.

Der Bursch, der um den Prozeß seines Meisters wußte, war freudig erstaunt.

— Nur für heute? fragte er.

— Für immer! Nehmt so viel Wasser, als Ihr braucht. Fort, säume nicht!

Der Knappe ließ sich das nicht zweimal sagen; er war mit einem Satze auf dem Gerinne, das sich dicht hinter der Laube befand, und hob mit kräftigen Armen das Wehr empor. Als er zurückkam, schenkte ihm der Finanzrath ein Goldstück. Jetzt erschien der Meister, in dessen Ohren das Rauschen des Mühlrades eine Sphärenmusik war. Der Finanzrath trat ihm entgegen.

— Wollen Sie den Prozeß als ungeschehen betrachten? fragte er.

Der Meister warf einen Blick nach dem langen Schloßverwalter, der, verwundert über die plötzliche Ver-

änderung der Scene, sich von dem Baumstamme erhoben hatte. Als Vater Elsner schwieg, fuhr der Banquier fort:

— Sie sehen, ich habe mich meines Rechtes bereits freiwillig begeben.

— Ihres Rechtes? murmelte der Alte. Der verstorbene Baron hat mir das Recht ertheilt, den See für meine Mühle zu benutzen.

— Und ich erkenne dieses Recht an. Senden Sie mir Ihren Sohn, daß ich mit ihm die Sache für immer ordne.

— Wenn Sie mein Recht anerkennen, gut, so nehme ich den Vorschlag an.

— Hartnäckiger Mann! Ich will Sie nicht demüthigen.

— Basta! sagte der Müller. Der Prozeß hat mir viel Sorgen gemacht, aber er sei vergessen. Hätten Sie Ihr Ohr den Einflüsterungen des Verwalters geschlossen, wir würden uns Beide eine schreckliche Zeit erspart haben. Schütteln Sie diese Plage ab und handeln Sie selbstständig.

— Soll geschehen, Meister. Nun nehmen Sie eine Entschädigung von mir an.

— Wofür?

— Meine Fabrik entzieht Ihnen einen Theil Ihrer Wasserkraft.

— Das ist sehr natürlich.

— Sie müssen oft tagelang feiern; ich komme auf

meinen ersten Vorschlag zurück. Stellen Sie Ihren Verlust fest, und ich gleiche ihn aus.

— Dazu müssen Sie mir ein Jahr Zeit lassen! rief gerührt der Alte. Ich komme schon und spreche mit Ihnen über diesen Punkt. Aber schaffen Sie den Verwalter ab — er ist Ihr Feind, Ihr arglistigster Feind.

Der Finanzrath grüßte, reichte seiner Tochter den Arm, und ging schwankenden Schrittes nach seinem Wagen, den er bestieg. Louise saß neben ihm, Biber gegenüber.

— Der reiche Mann ist nicht so schlecht, murmelte der Müller, als der Wagen aus dem Hofe fuhr. Wenn ihm der böse Geist die guten Gedanken nur nicht wieder vertreibt! Biber lächelte zwar, aber er lächelte wie ein Satan. Ich glaube, die vornehmen Leute haben mitunter auch ihre schlechten Zeiten.

— Gewiß, Vater, sagte Florian; und gerade dieser Millionär hat mehr mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, als wir. Mir scheint, sein Loos ist nicht eben beneidenswerth.

— Große Verhältnisse, große Sorgen. Florian, Du mußt es wissen: wie kommt es, daß der Finanzrath so plötzlich seine Ansichten und sein Verfahren änderte?

— Das Geheimniß, Vater, kann Ihnen nur Louise entdecken . . . vielleicht wenn sie Ihre Schwiegertochter ist.

— Oh, Du gehst ja mit Riesenschritten vorwärts! Zuvor schaffe Dir Patienten, denn es ist nicht gut, daß ein Mann von seiner Frau abhängt. Dort kommt mein Freund, der Schulze! Was der für Augen macht, daß meine Mühle geht. Nicht wahr, sie klappert lustig weiter? rief er ihm entgegen. Das große Rad nimmt keine Rücksicht auf das Erkenntniß des Gerichts.

Der Schulze sah sich bestürzt im Hofe um.

— Elsner, Dein starrer Kopf zieht Dir ein großes Unglück zu! rief er aus. Kaum wendet der Finanzrath den Rücken, und Du ziehst das Wehr . . .

— Ich habe es nicht gezogen, antwortete der Meister, der sich an der Bestürzung des Schulzen weidete.

— Man nimmt Dich aber dafür in Anspruch, und der Finanzrath läßt nicht mit sich sprechen, Du kennst ihn ja. Wer hat das Wehr gezogen?

— Mein Knappe.

— Setze es wieder bei — Du kannst noch appelliren.

— Guter Freund, laß das Rad ruhig gehen, der Finanzrath selbst hat das Wehr ziehen lassen. Es wird Niemand Einspruch erheben, wenn nicht der lahme Biber.

Vater Elsner erzählte die Vorgänge, so weit er sie kannte. Er sprach unverhohlen seine Freude darüber aus, daß dem Verwalter ein großer Aerger bereitet sei.

— So hast Du doch Recht gehabt, meinte der

Schulze; Biber hat den Finanzrath geleitet. Nun, Gott sei gelobt, daß es so gekommen ist!

Mutter Gertrud rief zum Frühstück, das sie sorglos bereitet, da Louise sie über den Ausgang der Sache beruhigt hatte. Sie war verdrießlich, als sie erfuhr, daß die schöne junge Dame nicht Theil daran nahm. Desto heiterer aber waren die Männer. Man trank Wein, und Ewald Börner brachte die Gesundheit seines Arztes aus. Die Bewohner der Mühle hatten seit langer Zeit einen so heitern Morgen nicht verlebt, obgleich er so traurig und verhängnißvoll begonnen hatte.

— Wenn doch die Menschen in Frieden und Eintracht lebten, meinte Vater Elsner; wie froh könnten sie sich die Spanne Zeit machen, die ihnen unser Herrgott zugemessen hat. Was ist es denn eigentlich mit unserm Bischen Leben? Heute roth und morgen todt. Aber das bedenken Viele nicht; sie plagen sich selbst und ihre Nebenmenschen. Und warum? Um zu gewinnen, um Geld zusammenzuscharren. Da ist dieser Biber, er kann kaum noch gehen und der Tod sitzt ihm auf den Fersen — aber er speculirt noch, er denkt nur an Geschäfte und sinnt auf das Verderben seines Nächsten.

— Sie haben Recht, rief der junge Fabrikant. Jener bleiche Mensch sieht aus wie die personificirte Speculation; er hat auf mich einen unheimlichen Eindruck ausgeübt.

Ich begreife nur nicht, warum er gegen unsern braven Meister so erbittert ist.

— Diese Erbitterung hat ihren guten Grund, obgleich ich dem Manne nie ein Leid zugefügt habe. Freund, wandte der Müller sich zu dem Schulzen, Du kennst die Sache eben so gut als ich — erzähle, damit Herr Börner nicht glaubt, ich habe den Mann beleidigt.

— Ja, das ist ein alter Groll, begann der Schulze, der gern als Erzähler glänzte. Ich habe früher schon versucht, ohne daß Elsner es wußte, eine Versöhnung herbeizuführen, aber es war vergebens. Wenn der Schloßverwalter auch sagte, er habe Nichts gegen den Meister, so hat er doch stets im Stillen sein Müthchen gekühlt. Elsner hier muß essen, was sein Schwager, der Bruder seiner Frau, eingebrockt hat. Das ist die ganze Geschichte. Philipp, so hieß dieser Schwager, war ein lockerer, ausgelassener Vogel, er that nirgends gut und gerieth überall in Händel, die ihm mitunter schlecht bekamen. Und dabei hatte er keine Lust zur Arbeit. Gutleben und Faulenzen war seine Passion. Nachdem er seine Dienstzeit als Soldat abgemacht, kam er in unsere Gegend zurück; natürlich fiel er dem Meister zur Last, der selbst nicht viel zu beißen und zu brocken hatte. Philipp war ein hübscher Mensch, das mußte ihm der Neid lassen; wenn er sich angeputzt hatte, sah er aus wie ein Baron. Und seine

Sache verstand er auch — er war nämlich ein gelernter Oekonom. Aber man kannte ihn, und es fiel ihm schwer, ein Unterkommen zu finden. Endlich nahm ihn der Vater des letzten Barons von Nieheim auf sein Gut. In derselben Zeit kam auch Biber an. Beide wurden gute Freunde. Aber wie das so zu gehen pflegt, einer wollte über dem andern stehen, einer wollte mehr bei dem gnädigen Herrn gelten, als der andere. Daraus entstanden Mißhelligkeiten und nicht selten offener Streit. Die beiden Verwalter lagen sich ewig in den Haaren. Bei dem gnädigen Herrn schien Biber im Vortheile zu sein, denn dieser wußte besser zu schmeicheln und zu katzenbuckeln, als sein College. So ging das Ding eine Zeit lang fort. Wer die beiden Menschen sah, hätte glauben mögen, sie seien die besten Freunde. Philipp war ein lustiger, offener Charakter, und darum grollte er dem Biber nicht, wenn der Zank vorbei war; dieser jedoch stellte sich zwar freundlich, aber er trug es ihm nach. Der Pfarrer in dem nahen Dorfe Belling nahm um diese Zeit eine arme Verwandte zu sich, da er selbst keine Kinder hatte. Biber lernte die hübsche Elisabeth zuerst kennen, da er die Aufträge von dem gnädigen Herrn an den Pfarrer auszurichten pflegte. Es dauerte nicht lange, und der Verwalter war bis zur Tollheit in das Mädchen verschossen. So oft er abkommen konnte,

suchte er sie zu sehen und zu sprechen. Ihr wißt, mein Haus steht nicht weit von der Pfarre, und dies benutzte Biber. Ich war damals auch noch jung, hatte aber schon das kleine Gut von meinem Vater übernommen. Elisabeth besuchte oft meine Schwester, die mit ihr im gleichen Alter stand. Wie mir schien, machte der Verwalter kein sonderliches Glück bei dem Mädchen, trotzdem er Alles aufbot, ihr zu gefallen. Einmal des Abends kam er ganz verdrießlich an; er band sein Pferd an den Zaun und suchte mich in dem Garten auf, wo ich gerade arbeitete. Elisabeth stand mit meiner Schwester an dem Brunnen. Ob sie nun keine Zeit mehr hatte, oder ob sie mit Biber nicht sprechen wollte — ich weiß es nicht; kurz, sie sagte, sie müsse ihrem Oheim das Abendessen bereiten und lief davon. Ich sah, daß Biber ganz blaß wurde.

„— Ein hübsches Mädchen! sagte ich, um ihn ein wenig zu necken. Das wäre eine Frau für Sie, Herr Biber.

„— Ja, das ist sie! meinte er.

„— So heirathen Sie die Elisabeth.

„— Geht das gleich so?

„— Warum denn nicht; Sie müssen nur die Sache beim rechten Zipfel angreifen. Das Mädchen ist arm, bekommt von dem Pfarrer so zu sagen das Gnadenbrod . . .

„— Das ist wohl wahr.

„— Fragen Sie denn nach Vermögen, Herr Biber?

„— Nein, ich habe einen guten Posten und ein kleines Kapital.

„— So greifen Sie zu, ehe Ihnen ein Anderer zuvorkommt.

Diese Worte durchzuckten den Biber wie ein Blitz.

„— Hat sie denn schon einen Andern? fragte er.

„— Nein, daß ich nicht wüßte. Ich meinte nur so. Wenn Elisabeth länger hier ist, wird sie bekannt, und dann könnte es wohl geschehen, daß sich einer findet, der sie leiden mag. So habe ich das gemeint.

Dem Verwalter schien das durch den Kopf zu gehen.

„— Ihr seid mein Freund, sagte er; wollt Ihr mir einen Gefallen thun?

„— Tausend für einen.

„ — Sprecht einmal mit Elisabeth, sagt, daß Ihr eine gute Parthie für sie wüßtet — sagt, was Ihr wollt, aber gebt ihr zu verstehen, daß ich sie zur Frau haben wollte.

„— Nun, das kann wohl geschehen, es ist ja nichts Unrechtes. Gelegenheit findet sich schon dazu. Und wenn sie nun „ja" sagt?

„— Dann hole ich mir die Einwilligung meines Herrn, und versagt er mir diese, so nehme ich mein Kapital und kaufe mir ein kleines Bauerngut, damit ich mein eigener Herr werde.

Ich versprach, mit Elisabeth zu reden, und Biber ritt seiner Wege. Daß er es ehrlich meinte, war klar, und darum konnte ich schon herausrücken. Aber es bot sich keine Gelegenheit; Elisabeth kam lange nicht wieder in unser Haus. Biber aber benutzte jede freie Stunde; oft kam er an, daß seinem Pferde der Schaum auf dem Leibe stand. Der arme Mensch dauerte mich, aber ich konnte ihm keine Antwort geben. So bleich wie er jetzt aussieht, sah er auch damals aus, natürlich vor Liebesgram. Auf dem Schlosse mochte es ihm auch nicht recht nach Wunsche gehen, denn ich hörte, daß er mit Philipp einen heftigen Streit gehabt, in welchem es zu Thätlichlichkeiten gekommen sei. Philipp hatte ihm nämlich schuldgegeben, daß er, Biber, dem gnädigen Herrn seine kleinen Vergehen und tollen Streiche angebe, und daß der gnädige Herr ihm deshalb gesagt habe, bei der nächsten Gelegenheit werde er ihn entlassen. Diese Drohung wurmte unsern Philipp, der bei seinem Leichtsinn dennoch einen großen Stolz besaß. Er nahm sich vor, seinem heimlichen Angeber einen empfindlichen Streich zu spielen. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall er erfuhr, daß Biber in die schöne Elisabeth, von der man schon in der Gegend sprach, sterblich verliebt sei, daß er aber bei seiner Schönen kein Glück mache. Halt, denkt Philipp — so hat er mir später erzählt — das wäre eine Gelegenheit, dein Müthchen zu

fühlen. Ein hübscher Kerl, wie er war, sucht er sich dem Mädchen zu nähern, das er hier auf der Mühle zum ersten Male gesehen. Der Pfarrer war nämlich zum Besuche bei Meister Elsner und hatte Elisabeth mit sich. Das junge Volk weiß es schon anzufangen, daß es sich heimlich sprechen kann, wenn ihm daran liegt. Es dauerte gar nicht lange, und Philipp umschlich in der Dämmerung den Pfarrgarten, bis Elisabeth aus der kleinen Thür in der Hecke kam, die nach dem Erlenbusche führt. Ja, das war ein anderer Freier, der sich anbot. Das schöne rothe Gesicht mit dem krausen schwarzen Barte und die kräftige, schlanke Gestalt gefielen dem Mädchen besser, als der lange und blasse Biber. Philipp war ein lachender, lustiger Bursche; Biber ein Kopfhänger, der die Augen nicht aufschlagen konnte. Wenn er anfangs seinem Feinde einen Possenstreich spielen wollte, so vergaffte er sich jetzt so in das Mädchen, daß er fast seinen Dienst darüber vergaß. Das war Wasser auf Biber's Mühle, der nicht wußte, wohin Philipp immer ging. Daran lag ihm auch Nichts; es war ihm genug, wenn Nachlässigkeiten vorfielen, und diese wurden pünktlich hinterbracht. Der gnädige Herr fragte mehrmals nach seinem Verwalter, aber es konnte ihm Niemand sagen, wo Philipp steckte. Sonderbarerweise geschah die Nachfrage immer, wenn der Gesuchte in Belling war. Der alte Herr von

Nieheim ward endlich böse, und kündigte dem nachlässigen Verwalter den Dienst. Clement, das kam ihm sehr ungelegen, denn er hatte mit Elisabeth schon vom Heirathen gesprochen. Er bat seinen Herren; umsonst, er mußte fort. Wohin nun? Die Gegend, in der Elisabeth wohnte, konnte er nicht verlassen, er ging also zu seinem Schwager auf die Mühle. Der gutmüthige Elsner nahm ihn auf, nachdem er ihm derbe Vorwürfe über sein lockeres Leben gemacht hatte. Nun sollte er sich nach einem andern Dienste umsehen; er versprach es, aber er that es nicht.

Jetzt kommt nun der böse Punkt, sagte der Schulze, nachdem er sein Glas geleert hatte. Philipp wußte, wem er seine Entlassung zu verdanken hatte; dafür mußte Biber eine Züchtigung erhalten, der jeden Tag in der Gunst seines Herrn stieg. Um diese Zeit kam Elisabeth häufig zu meiner Schwester. Daß sie den Philipp liebte, wußte kein Mensch, folglich auch ich nicht. Eines Abends rücke ich mit der Sprache heraus, und sage ihr, was mir Biber aufgetragen hatte. Das Mädchen wurde blutroth und wußte vor Verlegenheit nicht, wohin es blicken sollte.

„— Sie kennen doch Herrn Biber, Jungfer Elisabeth? fragte ich.

„— Ja, ich habe ihn einigemal gesehen und gesprochen.

„— Er ist der erste Verwalter auf dem Schlosse

Nieheim, bezieht jährlich ein schönes Geld und wird sich ein Gütchen kaufen, wenn Sie seine Frau werden wollen.

Meine Schwester kam dazu, und das Gespräch war aus.

Am folgenden Tage sah ich Biber im Felde. Ich rief ihn, und theilte ihm mit, was Abends zuvor zwischen mir und Elisabeth gesprochen worden.

„— Was glaubt Ihr denn? fragte er.

„— Ich glaube, Herr Verwalter, daß das Mädchen Sie nimmt. Hätten Sie gesehen, wie sie roth wurde, Sie würden zu dem Herrn Pastor gehen und um sie anhalten.

Biber war außer sich; er zitterte am ganzen Leibe.

„— Das soll geschehen, sagte er, wenn ich Elisabeth einmal gesprochen habe.

Der gute Mann dauerte mich.

„— Ich will dafür sorgen.

„— Ihr macht mich für ewig zu Euerm dankbaren Schuldner.

„— Sobald ich Gewißheit habe, sende ich Ihnen einen Brief, wenn wir uns bis dahin nicht sehen sollten.

So schieden wir von einander. Ich glaubte damals wirklich, daß die beiden Leute ein gutes Paar werden würden. Hätte ich Biber gekannt, wie ich ihn jetzt kenne, ich würde mich wahrlich nicht um ihn bekümmert haben. Aber wie man ist, der Bauer will solchen städtischen

Leuten immer gern gefällig sein, vorzüglich wenn sie recht freundlich mit unser Einem sprechen. Daß Biber mir sein Vertrauen geschenkt, schmeichelte mir ungemein, ich kann wohl sagen, daß ich ein wenig stolz darauf war. Ja, jetzt ist das Ding freilich anders, der Bauer hat auch seine Politur bekommen.

— Weiter, weiter! rief Vater Elsner, dem die Erzählung zu lang wurde.

Der Schulze fuhr fort, nachdem er seine Thonpfeife angezündet hatte:

„— Am dritten Tage kam Elisabeth wieder: das war ein gutes Zeichen. Es schien mir fast, als ob sie eine Fortsetzung des unterbrochenen Gesprächs suchte. Halt, dachte ich, nun kommst Du zum Ziele. Ich schickte meine Schwester unter einem Vorwande aus der Stube.

„— Jungfer Elisabeth, fing ich an, der Herr Verwalter läßt grüßen.

„— Danke! antwortete sie. Bringen Sie ihm einen freundlichen Gruß von mir zurück, gab sie, bis über die Ohren roth werdend, zur Antwort.

„— Diesen Gruß könnten Sie ihm ja selbst sagen, Jungfer Elisabeth.

„— Wo denn?

„— Bestimmen Sie Ort und Stunde, und der Herr Verwalter wird da sein.

Zu meinem Erstaunen ließ sich das hübsche Mädchen nicht lange bereden; es setzte Ort und Zeit fest, jedoch unter der Bedingung, daß ich mit dem Verwalter kommen solle. Ich fand das ganz in der Ordnung, denn sie konnte nicht gleich mit dem Manne allein sein, dessen Absichten ich ihr mitgetheilt hatte. Ich sprach nun noch über die vortheilhafte Parthie, die sie mit dem Verwalter machen würde, und strich den Biber nach Kräften heraus.

„— Wir werden ja sehen! rief lachend Elisabeth, dann sprang sie davon.

Es war nicht nöthig, an Biber zu schreiben, denn er fragte schon den folgenden Tag an. Der Mensch ward fast närrisch vor Freude, als er die Antwort hörte er wollte erst gar nicht an sein Glück glauben. Zur rechten Zeit machten wir uns auf den Weg nach dem Birkenwäldchen. Daß ich ihn begleitete, war eine Beruhigung für ihn. Da sah ich, was die Liebe für ein gewaltiges Ding ist, denn der Verwalter kam mir vor, als ob er vor das Criminalgericht geschleppt werden sollte. Der sonst so feste Mann zitterte vor der Entscheidung, die ihm ein armes, verwais'tes Mädchen geben würde. Wäre die Sache nicht so ernst gewesen, ich hätte über den langen Verliebten lachen müssen.

Wir kamen an. Es war keine Elisabeth zu sehen,

obgleich die Uhr im Dorfe sieben schlug, also die festgesetzte Stunde anzeigte.

„— Sie wird wohl durch den Pfarrer abgehalten sein, sagte ich tröstend.

„— Wenn sie sich nur nicht anders besonnen hat, meinte Biber.

„— Daran würden Sie bedeutend zweifeln, wenn Sie Elisabeth gesehen hätten, als ich ihr Ihren Antrag eröffnete. Die beißt an, verlassen Sie sich darauf. Und warum sollte sie auch nicht? Der Herr Pfarrer wird schon seine Einwilligung geben, wenn sich für seine Verwandte ein passender Mann findet.

So sprachen wir hin und her. Eine Viertelstunde verging, und noch eine . . . Elisabeth kam nicht. Das wurde mir selbst verdächtig. Ich ärgerte mich über das Mädchen. Je länger es ausblieb, je unruhiger wurde Biber, der jeden Augenblick stehen blieb und horchte. Ich habe es später eben so gemacht, als ich um meine Frau freiete. Und Du auch, Elsner, nicht wahr? Da ist man Feuer und Flamme; da wittert man überall Verrath und Untreue.

— Weiter! Weiter! rief der Müller. Es ist wohl keiner von uns, der das nicht kennt.

Florian lächelte; der Fabrikant nickte schmerzlich mit dem Haupte.

„— Wir kamen zum fünfzigsten Male den schmalen Fußweg zurück, der sich zwischen den Erlengebüschen nach dem Bache hinzog. Es war stark dämmerig geworden. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben und wollte zur Heimkehr rathen, als plötzlich Elisabeth vor uns stand, aber am Arme Philipps, der sie fest umschlungen hielt.

„— Guten Abend, Herr Verwalter! rief sie aus. Da bin ich, was wollen Sie von mir?

Nun hätte man aber den langen Biber sehen müssen! Ich glaube, er wurde noch um einen Kopf länger und weiß wie Kreide. Elisabeth war prächtig anzusehen; sie trug einen Strauß wilder Waldblumen an dem Strohhute und in der Hand einen Büschel Erdbeeren. Philipp legte sich keinen Zwang an, er drückte sie an sich und küßte ihr den rothen Mund, den sie ihm willig reichte. So rasch und munter hatte ich das schüchterne Ding noch nicht gesehen; war es doch, als sei ein ganz anderer Geist in sie gefahren.

„— So antworten Sie doch, Herr Biber, sagte Philipp höhnend. Nicht wahr, Elisabeth, Dein Bräutigam kann immerhin hören, was Dir dieser gute Herr zu sagen hat?

„— Ei, das versteht sich von selbst! rief lachend das Mädchen. Ich werde doch vor meinem Bräutigam keine Geheimnisse haben. Das wäre mir eine schöne Ge=

schichte! Sie nehmen es nicht übel, Herr Biber, daß ich etwas spät komme, mein Philipp ließ so lange auf sich warten.

„— Nun, heraus mit der Sprache! sagte Philipp. Wir haben nicht viel Zeit.

„— Ich glaube, er will vom Heirathen mit mir sprechen, flüsterte Elisabeth ihrem Geliebten so laut zu, daß wir es verstehen konnten.

„— Vom Heirathen? Element, das ist gefährlich! Und Du?

Ich sah wohl ein, daß das eine abgekartete Sache war.

„— Sapperment, rief ich ärgerlich, Sie haben uns ja hierher bestellt.

„— Um Herrn Biber zu sagen, daß ich bereits einen Bräutigam habe. Zwei Männer kann ich doch nicht heirathen.

„— Ja, Herr Biber, Sie kommen zu spät! rief Philipp lachend. Und wenn Sie noch so viel katzenbuckeln und sich krümmen, schmiegen und biegen . . . diesmal werden Sie mich nicht um den Dienst bringen. Was meinst Du, Elisabeth?

„— Sie sind ein Schurke! rief Biber, der sich nicht mehr mäßigen konnte.

Der lange Verwalter war plötzlich ein anderer Mensch geworden; ich kann wohl sagen, daß ich mich vor ihm

fürchtete. Er hob seine schwere Reitpeitsche und hätte dem lachenden Philipp einen furchtbaren Schlag versetzt, wenn ich ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Philipp, ein starker Bursche, ließ sein Mädchen los und wollte auf seinen Feind eindringen. Wahrhaftig, wäre ich nicht dagewesen, die beiden Verwalter hätten sich die Hälse gebrochen. Biber war wüthend über seine schmähliche Niederlage, und Philipp wollte sich für den Verlust seines Postens rächen. Da hatte ich zu thun, um einen hitzigen Kampf zu verhindern. Zum Glücke führte der Zufall den Herrn Pfarrer herbei, der einen Spazirgang machte und den Lärm gehört hatte. O, was machte der für Augen, als er die Elisabeth sah. Diese ergriff das Hasenpanier — sie war verschwunden wie eine Blindschleiche im Grase. Und das war auch wohl das Beste, was sie thun konnte. Ich erzählte dem Pfarrer gerade heraus den Grund des Streites. Er wollte die beiden Feinde versöhnen — umsonst, Biber ging, nachdem er eine furchtbare Drohung ausgestoßen, fort, und Philipp begann mit dem Pflegevater Elisabeths zu unterhandeln.

„— Junger Mann, sagte der Greis, dies ist die größte aller Unbesonnenheiten, die Sie je begangen haben! Der Pfarrer kannte nämlich den leichtsinnigen Philipp, schaltete der Schulze ein. Wie können Sie an's Hei=

rathen denken, Sie, der seinem Schwager zur Last liegt, statt zu arbeiten, wie es sich für einen jungen kräftigen Mann schickt. Es ist gewissenlos, daß Sie einem unerfahrenen Mädchen den Kopf verdrehen. Biber ist thätig, sparsam, hat eine gute Stelle und denkt an seine Zukunft — er kann vor mich treten und um Elisabeth anhalten. Sie zerstören das Glück des Mädchens, indem Sie ihren guten Ruf untergraben. Lassen Sie ab, oder ich ergreife ernste Maßregeln.

Philipp lachte, und ging davon; er wußte wohl, daß das Mädchen nicht von ihm lassen würde. Nun fragte mich der Pfarrer, was ich denn eigentlich bei der Sache zu thun habe. Auf dem Wege nach seinem Hause erzählte ich ihm die Geschichte wie sie war; ich verschwieg ihm weder Bibers Leidenschaft, noch das Betragen des Mädchens, das mich zu einer Vermittelung veranlaßt hatte. Ich mußte ihn in das Haus begleiten. Elisabeth war in der Küche. Der Geistliche ließ sie augenblicklich in seine Stube kommen. Nun hättet Ihr hören müssen, wie der gute Mann mit dem Mädchen sprach. Dies aber erklärte rund heraus, daß es Biber nicht leiden, folglich ihn auch nicht heirathen könne.

„— Hoffst Du denn auf Philipp? fragte der Pfarrer.

„— Er wird schon einen Dienst finden, der uns Beide ernährt, gab sie bestimmt zur Antwort.

„— Wenn ich Dir aber meine Einwilligung versage, ich, der Vaterstelle an Dir vertritt?

„— Sie werden mich nicht unglücklich machen wollen.

„— Aber ich werde meine Hand von Dir abziehen, wenn die Liebelei mit dem leichtsinnigen, verderbten Philipp nicht aufhört. Der Herr Baron von Nieheim, der es gut mit ihm meinte, hat ihn fortgejagt, weil er nichts taugte, und ich soll ihn als Schwiegersohn aufnehmen. Elisabeth, Du hast hinter meinem Rücken gehandelt, hast mir großen Kummer bereitet. Es bleibt dabei, so weh es mir auch thut, ich muß Dich fortschicken, wenn Du ungehorsam meinen väterlichen Rath verschmähst.

Da fing das Mädchen an bitterlich zu weinen; es meinte, Philipp sei leichtsinnig gewesen, aber er werde sich bessern und könne wohl noch eine Anstellung finden, wenn man ihn nicht geradezu verstoßen würde. Aber der Pastor hatte seinen Kopf für sich; er bestand darauf, daß Elisabeth dem Philipp einen Absagebrief schreiben solle, und wenn sie sich dessen weigerte, so würde er selbst dem Burschen die Wahrheit sagen, er könne es vor Gott nicht verantworten, daß sich zwei junge Leute zu einer unglücklichen Ehe verbänden.

Ich ging. Was weiter in dem Pfarrhause vorgefallen, weiß ich nicht. Jetzt bekam ich es mit Biber zu

thun, der glaubte, ich habe um die ganze Geschichte gewußt. Es kostete Mühe, ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Nun ja, ich mußte ihm Recht geben, denn wer hätte ein solches Betragen bei einem Mädchen suchen können, das die liebe Unschuld selbst zu sein schien.

— Ich finde das erklärlich, sagte Florian. Elisabeth war dem Philipp mit Leib und Seele ergeben, und da sie ohne Zweifel von ihm die Tücke Bibers erfahren hatte, so ging sie gern darauf ein, den Geliebten in der Ausführung einer kleinen Rache zu unterstützen.

— Ja, ja, sagte der Schulze, sie war ihm mit Leib und Seele ergeben, das hat sie später bewiesen. Der Pfarrer behandelte sie streng, und Biber, der immer noch närrisch verliebt war, wollte sie trotz des Vorgefallenen heirathen — alles Reden war umsonst, das Mädchen hing unerschütterlich an dem Philipp, den es gar nicht mehr zu Gesichte bekam.

— Vielleicht auch wollte Biber nur den Triumph davon tragen, meinte Ewald Börner.

— Leicht möglich; kurz, er setzte seine Bemühungen fort, natürlich erfolglos. Nun war eine Zeit lang Alles still; Elisabeth, die sonst jeden Sonntag zur Kirche ging, verließ das Pfarrhaus nicht mehr. Den alten Pastor schien ein schwerer Kummer zu drücken; der sonst so heitere Mann sah traurig und niedergeschlagen aus. Da er

mich gebeten hatte, über die Unglücksgeschichte zu schweigen, so schwieg ich auch, und im Dorfe hat man Nichts davon erfahren. Den Schluß der Geschichte muß Elsner erzählen, denn von nun an ist er bei der Sache betheiligt.

Der Meister wollte es ablehnen; aber man drang von allen Seiten so lange in ihn, bis er, wenn auch ungern, einwilligte.

„— Damals also, begann er, hatte ich dieses Grundstück von dem Herrn Baron, dem Vater des letztverstorbenen, zur Pacht und die Mühle war eingerichtet. Der Vater meiner Gertrud, ein schlichter und braver Bauer, war mein Vorgänger gewesen. Das Geschäft ließ sich gut an, und der kleine Klappstock ging Tag und Nacht. Mein Schwager Philipp, der keinen Dienst hatte, ging mir bei der Arbeit zur Hand. Man konnte dem Menschen nicht gram werden, denn er war flink und lustig wie ein Wiesel. Auf die Frage, was denn nun aus ihm werden sollte, antwortete er: laßt mich nur, ich werde schon gescheidt speculiren. Von seiner Liebschaft mit der Elisabeth wußte ich Nichts; nur so viel hatte ich erfahren, daß Biber sein erbittertster Feind war. Damals galt mir der Verwalter wenig, ich kam selten mit ihm zusammen. Philipp kam eines Abends sehr verstimmt nach Hause. Der hat den langen Biber getroffen, dachte

ich. Wir kümmerten uns weiter nicht um ihn. Die Verstimmung dauerte mir zu lange. Was hast Du, Philipp, fragte ich, bist Du krank? Nein; aber es schlägt mir Alles fehl, ich habe kein Glück, und doch muß ich einen einträglichen Dienst haben, ich kann Dir nicht immer so zur Last liegen. Hm, dachte ich, der Bursche wird anders, der Verstand kommt mit den Jahren. Einige Monate vergingen, Philipp blieb derselbe Da brachte mir Philipp die Nachricht, daß der alte Pastor in Belling gestorben sei. Wir hatten den guten Mann lieb gehabt und folgten seiner Bahre. Einige Tage nach dem Begräbnisse rief mich Philipp in den Garten. Während wir an dem Ufer des See's hingingen, erzählte er mir sein Verhältniß zu Elisabeth. Sie muß die Pfarre verlassen und da sie eine Waise ist, hat sie kein Unterkommen.

„— Mag sie dienen, sagte ich, Arbeit schändet nicht. Es giebt Herrschaften genug in der Gegend.

„— Das geht nicht, meinte Philipp. Wenn sie einen Dienst nehmen könnte, würde sie schon einen finden.

„— Aber warum geht es denn nicht? Schämt sich die Mamsell vielleicht der Arbeit? Auf der Pfarre hat sie auch arbeiten müssen. Der Alte hielt auf Ordnung in seiner Wirthschaft.

Nun gestand mir Philipp, daß Elisabeth bald Mutter werden würde.

„— Die Mühle liegt so einsam, es kommt kein Mensch hierher — Schwager, thue ein Werk der Barmherzigkeit und nimm die arme Elisabeth in dein Haus; ich will es Dir Zeit meines Lebens Dank wissen und der Lohn soll auch nicht ausbleiben.

Jetzt wußte ich es. So standen also die Sachen. Ich sprach mit meiner Gertrud, die noch weicher ist als ich. Einstimmig ward beschlossen, die verlassene Waise in unser Haus zu nehmen. Philipp war außer sich vor Freude und hätte uns in seinen Umarmungen beinahe erwürgt. Elisabeth kam. Damals ging es uns noch nicht so recht nach Wunsche, wir waren arm und hatten Pacht zu zahlen. Philipp begann zu speculiren, als er sah, wie schwer uns das Leben ward. Um jene Zeit wanderten viele aus unserer Gegend nach Amerika aus. Ein Bauer aus der Nachbarschaft, ein reicher Kerl, wollte eine große Strecke Landes in der neuen Welt kaufen und brauchte einen tüchtigen Oekonomen; er forderte meinen Schwager auf, ihn zu begleiten, und zwar unter Bedingungen, die sich kein Mensch, der ohne Geld war, besser hätte wünschen können. Gut, sagte Philipp, ich gehe mit und wenn ich eingerichtet bin, komme ich zurück und hole meine

Elisabeth. Hier in Europa ist keine Aussicht vorhanden, daß wir uns einen eigenen Heerd gründen können. Nun galt es kein Zögern. Meine Frau gab ihre paar Thaler dem Bruder, damit er sich einrichten und Kleider kaufen konnte. Er wollte sie mit hohen Zinsen zurückzahlen. Philipp reis'te also mit seinem Bauer ab und soll heute noch wiederkommen. Elisabeth ward die Mutter eines hübschen Jungen und wartete vergebens auf den Vater desselben, der nicht einmal einen Brief schrieb. Wir hatten Mutter und Kind auf dem Halse. Mitunter kam Biber in Geschäften zu uns, dann durfte die arme Elisabeth für Spott nicht sorgen. Und auch ich hatte manches harte Wort zu hören, worauf ich ihm natürlich tüchtig diente. Gram und Kummer nagten an dem Herzen des armen Mädchens, das sich den Leuten nicht zu zeigen wagte. Es ward krank und starb nach zwei Jahren. Wir haben sie ehrlich begraben lassen und für ihr Kind gesorgt. Aber Biber kann das heute noch nicht vergessen; er haßt die ganze Familie, zu der Philipp gehört, und vorzüglich mich, der ich ihm im Zorne einmal eine derbe Ohrfeige gegeben habe. Das ist die Geschichte von meinem Schwager Philipp und von Biber's Rache.

— Wo ist denn jetzt Elisabeth's Kind? fragte der Fabrikant.

Meister Elsner stieß den Schulzen mit dem Fuße an.

— Gott mag's wissen! antwortete dieser. Wahrscheinlich steckt es jetzt unter den Soldaten.

Man trennte sich, zufrieden mit der augenblicklichen Lösung der Dinge. Drei Tage später reis'te der Doctor mit seinem Patienten zur Stadt.

Zwölftes Kapitel.

Der Herbst mit seinen Stürmen war gekommen. Trotzdem wohnte der Finanzrath auf seinem Schlosse am See. Die Bankgeschäfte in der Stadt leitete der alte Buchhalter Kaspari. Biber hatte Alles vorbereitet, um die letzten Schläge gegen seinen Herrn auszuführen, dem er unter dem Vorwande seiner Krankheit den Dienst gekündigt hatte. Der alte Herr von Crusius bewohnte mit seiner Gattin einen Flügel des Schlosses, und auch Feodor war anwesend, er bewarb sich keck um Louisen's Gunst, die sie ihm scheinbar auch gewährte. Vater und Sohn betraten Morgens zehn Uhr das Gemach des Finanzraths, der mit Arbeiten beschäftigt war.

— Herr Schwager, begann der Edelmann, wir müssen zum Abschluß kommen. Mein Sohn hat nur noch heute Urlaub — soll er wiederum mit leeren Versprechungen in seine Garnison zurückkehren, um seinen Kameraden zum Gespötte zu werden? Ich fordere, daß Sie einen Machtspruch thun.

— Louise ist mir geneigter als je! rief der Lieutenant. Sie überläßt Alles ihrem Herrn Vater.

— Ich werde meine Tochter nie zwingen, sagte entschieden der Finanzrath.

— Das klingt wie eine ausweichende Antwort. Ich war darauf vorbereitet, denn Ihr Zögern kündigte eine Veränderung des Planes an, den Sie selbst entworfen haben. Sie sind Edelmann, mein Herr; vergessen Sie nicht, was Sie der Ehre eines Edelmannes schuldig sind.

— Der Müllerdoctor scheint Fortschritte gemacht zu haben! rief Feodor höhnend. Man spricht von einem gewonnenen Prozesse, und doch klappert da drüben die Mühle.

— Beeinträchtigt die Erlaubniß, die ich dem armen Müller gegeben, meine Ehre? fragte ernst der Banquier.

— Nun, wenn auch diese seltsame Nachgiebigkeit eben nicht; so giebt es doch gewisse andere Dinge . . . meinte der Lieutenant.

— Nennen Sie diese Dinge!

— Der verstorbene Baron von Nieheim ist mein Pathe.

— Ich weiß es, sagte ruhig der Finanzrath.

— Nichts weiter?

— Nein!

— Nun, so muß ich Sie daran erinnern, daß ich

längst mündig geworden bin, und daß ich das Recht habe, ein Legat zu fordern, das in Ihrem Bankhause deponirt ist. Vielleicht hätte ich mich damit begnügt, wenn dieses Legat sammt Zinsen mir als die Aussteuer des Fräuleins von Vollmar zugekommen wäre; jetzt werde ich durch meinen Rechtsanwalt öffentliche Klage erheben.

— Gegen wen?

— Gegen das Bankhaus Vollmar.

— Das Bankhaus Vollmar zahlt alle Papiere aus, die es zu zahlen verbunden ist, Herr von Crusius! sagte ruhig der Finanzrath; präsentiren Sie Ihre Anweisung, und mein Cassirer greift in die Casse, ohne mich zu fragen.

— Ah, dahinaus läuft die Sache! rief der Lieutenant. Der Baron von Nieheim hat Ihnen ein großes Vertrauen geschenkt, und selbst wenn ein gewisses Papier verloren gegangen wäre, so erfüllt ein Edelmann seine Pflicht.

— Mein Herr, Sie zeigen sich jetzt in Ihrer wahren Gestalt, sagte ruhig lächelnd der Banquier. Und Louise hat Recht, wenn sie Ihre Bewerbungen als eine Speculation bezeichnet. Ich spreche nicht mehr als der Vater Louisen's mit Ihnen, sondern als der Chef des Bankhauses Vollmar, dessen Ruf Sie untergraben wollen

Eine neue Speculation, die Ihnen Ehre macht. Beseitigen wir also den in Rede stehenden Punkt. Hier ist ein Papier, das ich vor einigen Tagen eingelöst habe. Lesen Sie, Herr von Crusius.

Er gab es dem Vater. Dieser las; bestürzt gab er es dann dem Sohne.

— Du bist enterbt! murmelte er dabei. Auch die letzte Hoffnung ist gescheitert.

— Sollten Sie wirklich die Bestimmung des Verstorbenen, bezüglich dieses Legats, nicht gekannt haben? fragte Herr von Vollmar, indem er das Document zurücknahm. Mein Herr, jetzt könnte ich den begründeten Verdacht hegen, Sie hätten auf den Verlust dieses Papiers eine Speculation gegründet, hätten mich durch Furcht zur Zahlung einer Summe bewegen wollen, die Ihnen nicht gehört. Ich will glimpflicher von Ihnen denken, denn Sie sind Edelmann und — mein Schwager.

— Wem fällt das Geld zu? fragte der Lieutenant.

— Den Erben des Barons von Nieheim.

— Und ich gehöre zu den Erben, sagte rasch der alte Crusius. Demnach, Herr Finanzrath, bleibt mir immer ein Anspruch. Mich soll Nichts verhindern, den mir gebührenden Theil zu reclamiren, wenn nämlich erst feststeht, daß meinem Sohne das Legat entzogen ist.

— Verlassen Sie sich darauf, antwortete der Banquier.

Das Testament des Barons von Nieheim spricht sich deutlich darüber aus. Diese Summe kommt sicherlich nicht in die Hände der Seitenverwandten, sie wird vielmehr eine Entschädigung für die verwittwete Baronin von Nieheim und deren Kinder sein. Ich komme später auf diesen Punkt zurück. Aber nun ertheile ich wohlmeinend Ihnen noch einen Rath. Sie haben einen anonymen Brief erhalten, der Ihnen die Nachricht von dem Legate mittheilt . . .

— Wie, Sie wissen? fragte überrascht der Edelmann.

— Gehen Sie zu meinem Schloßverwalter, Ihrem Freunde, und sagen Sie ihm, daß Ihrem Sohne das Legat entzogen sei. Der gute Mann wartet sonst vergebens auf die Gratification, die Sie dem Entdecker des Geheimnisses versprochen haben. Sie sehen, daß ich den Absender des Briefes kenne. Und damit Sie mit den legitimen Erben Ihres verstorbenen Schwagers wegen eines unterschlagenen Testaments nicht in einen Streit gerathen, der Sie compromittiren kann, verständigen Sie sich mit der verwittweten Baronin von Nieheim, die bei der Frau von Stieglitz wohnt. Herr Feodor hat gegen Fräulein Clarissa ein großes Unrecht auszugleichen; ich glaube, daß es viel zur Versöhnung beitragen wird, wenn er seine Verirrung eingesteht und die Hoffnungen erfüllt, die er in der jungen Dame angeregt hat,

ehe er die Speculation auf meine Tochter unternahm. Ich handele als Schwager an Ihnen, Herr von Crusius, danken Sie es mir, und fügen Sie sich den Verhältnissen. Benutzen Sie meinen Wagen zu der Fahrt nach Belling, wo Sie die Damen treffen werden. Ich empfehle Ihnen Eile. Kehren Sie zurück, so sprechen wir mehr; ich kann die Ehre meines Schwagers nicht verunglimpfen lassen. Folgen Sie blindlings — ich fordere es von Ihnen! fügte der Finanzrath gebieterisch hinzu.

Vater und Sohn entfernten sich, um nach einer kurzen Berathung, die sie in ihrem Zimmer hielten, nach dem Gute der Frau von Stieglitz zu fahren.

Um dieselbe Zeit ward dem Finanzrathe der Werkführer Wilson angemeldet. Er ließ ihn sogleich eintreten. Wilson war ruhig und freundlich wie immer; er grüßte ehrfurchtsvoll und fragte nach den Befehlen des gnädigen Herrn.

— Treten Sie näher, Herr Rüdiger! sagte ernst und fest der Finanzrath.

Der Angeredete zuckte leicht zusammen, aber er verlor seine Fassung nicht.

— Sie überheben mich einer peinlichen Erkennungsscene, antwortete er ruhig. Wenn Sie nicht schon wüßten, wer ich wäre, so würde ich es Ihnen jetzt gesagt haben. Ja, ich bin Franz Rüdiger, bin der

angetrauete Mann Ihrer Schwester, die jetzt in einer Doppelehe lebt.

— Die Sie veranlaßt haben, um Vortheil daraus zu ziehen, Herr Rüdiger: Ich leugne nicht, daß meine Schwachheit einen Theil der Schuld daran trägt, meine Schwachheit, die ich bitter bereue; aber ich bin entschlossen, die traurige Angelegenheit mit allen Mitteln zu ordnen, die mir zu Gebote stehen.

— Demnach haben Sie mir Vorschläge zu machen? fragte Rüdiger.

— Nein; ich erwarte sie vielmehr von Ihnen. Kann ich sie annehmen, so wird es geschehen, denn es ist für uns Beide gut, daß die Welt nie erfahre, Franz Rüdiger, dem eine Criminaluntersuchung droht, hat unter falschem Namen im Dienste des Finanzraths Vollmar gestanden.

— Ich begreife das, Herr Finanzrath; des letzten Schwagers können Sie sich nicht entledigen, folglich muß der erste weichen. Sie haben mir eine lebenslängliche Anstellung versprochen . . .

— Dem Werkführer Wilson, aber nicht dem verschollenen Advocaten Rüdiger. Diesem habe ich gewisse Papiere abgekauft und bezahlt.

— Jenes Geschäft gehört nicht mehr zur Sache. Es handelt sich jetzt nur darum, Ihre Schwester

von einem Manne zu befreien. Ueberlassen wir die Wahl Theresen selbst, so werden wir keinen Fehlgriff thun. Führen Sie mich zu ihr, und entscheidet Sie sich für den Edelmann, nun, so habe ich doch die Frau noch einmal gesehen, mit der ich einst vor dem Altare gestanden habe. Es ist dies eine Gunst, mein Herr, deren Gewährung ich als Bedingung aufstelle, wenn ich mich später zurückziehen muß. Vielleicht auch liegt Frau Theresen daran, ihren ersten Mann noch einmal zu sprechen.

Der Finanzrath rief einen Diener.

— Bitte Frau von Crusius, sie möge mich auf einige Augenblicke besuchen!

Der Diener ging. Fünf Minuten verflossen unter peinlichem Schweigen. Der Finanzrath beschäftigte sich zerstreut mit den vor ihm liegenden Papieren. Rüdiger war an das Fenster getreten und sah über den See hinaus nach der Fabrik, die er gegründet hatte. Endlich meldete der Diener die Dame an, die, wie man sieht, nie die Etikette verletzte. Ihre Wangen waren sanft geröthet und die Locken zierlich geordnet. Kaum war sie eingetreten, so gab sie dem Diener gebieterisch ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Werkführer in seinem schlichten Rocke grüßte sie durch eine Verbeugung. Therese schien auf den Empfang vorbereitet zu sein, denn sie dankte

mit völliger Fassung auf den Gruß des Werkführers, der bescheiden einige Schritte näher trat.

— Herr Rüdiger will Dich sprechen! sagte der Finanzrath.

Die Dame konnte sich trotz der Mühe, es zu verhindern, einer innern Bewegung nicht erwehren; sie sah mit schmerzlichen Blicken den ergraueten und von Narben entstellten Mann an, als suche sie eine Aehnlichkeit mit dem Gegenstande ihrer ersten Liebe. Auch Rüdiger blieb nicht gleichgültig; die Erinnerung an jene schöne Zeit, die im Menschenleben nur einmal eintritt, bewirkte eine weiche Stimmung.

— Sie wagen es, fragte Therese, mir jetzt entgegenzutreten? Wollen Sie mich daran erinnern, daß ich die unglücklichste Frau von der Welt bin? Fürchten Sie die gerechten Vorwürfe nicht, die Ihnen Ihr betrogenes Weib machen könnte?

— Vorwürfe, Therese, mir Vorwürfe? Ein Mann, der dem Zuchthause und der Schande verfallen war, konnte Ihnen seine Liebe nur dadurch beweisen, daß er das Land mied, in dem Sie wohnten. Man hatte mir die kleine Unterstützung verweigert, deren ich zur Rettung meiner Ehre bedurfte . . . warum? Weil Ihr Bruder ein Banquier, ein Speculant war, der seine Capitale zu ergiebigern Zwecken brauchte. Die Zinsen, die eine

moralische That bringt, achtet er nicht, er will klingende Münze. Und was kümmert ihn das Glück oder Unglück seiner Nebenmenschen, selbst seiner Verwandten? Welchen Nutzen hätte seine Casse davon gehabt, wenn er eine Verirrung seines Schwagers ungeschehen gemacht? Die Ansichten von dem Glücke dieses Lebens sind so relativ, daß sie sich nicht in einen Begriff vereinigen lassen. Seit jener Zeit habe ich meine Ansicht von Glück geändert, ich bin, mit einem Worte, ein practischer Mann geworden. Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht von Natur ein verderbter Mensch, daß ich einer ernsten Thätigkeit fähig bin, habe ich mich der Mechanik gewidmet und treu in Ihrer Fabrik gedient, deren Einrichtung mein Werk ist. Das entsetzliche Handwerk eines Advokaten ekelt mich um so mehr an, als ich keinen Charakter dazu besitze. Ich will mein Vergehen nicht entschuldigen, will nur beweisen, daß ich ein schlechter Speculant war, indem ich auf die Freundschaft und Liebe der Menschen rechnete. Man speculire auf ihre Schwächen, auf ihre Leidenschaften, und stets wird man einen Gewinn davon tragen. Der Zufall führte mich mit dem jungen Baron von Nieheim zusammen, der sich zurückgesetzt und von der Welt verlacht wähnte; in seiner maßlosen Eitelkeit haßte er die Menschen, die ihm den gewünschten Rang nicht einräumen wollten. Ich unternahm mit ihm ver-

schiedene Speculationen . . . sie mißlangen. Die letzte war auf die Besitzungen seines Vaters gerichtet, die ich aus meiner frühern Praxis her kannte. Dies führte mich in die hiesige Gegend zurück, und ich durfte es wagen, mich zu zeigen, da Krankheiten und Elend mich völlig umgestaltet hatten. Unserer Thätigkeit bot sich hier ein weites Feld, zumal da ein gewisser Biber uns bereits vorgearbeitet hatte. Meine Frau stand im Begriffe, sich wieder zu verheirathen . . . ich kam ihr zu Hülfe, um meinen Vortheil dabei zu suchen, den ich nie außer Acht setze, denn ich bin alt und will nun ohne Arbeit leben. Die Verwirrung der Dinge kennen Sie, sie bietet eine reiche Ausbeute. Der Grundsatz, der mich beseelt, beseelt auch Ihren Schloßverwalter und den buckligen Baron von Rieheim. Während wir zusammen arbeiteten, betrog einer den andern. Ich errieth die Beseitigung des Testaments. Von Biber, der mit Genf correspondirt, erfuhr ich die Ankunft der betrogenen Wittwe. Ich näherte mich ihr und half ihr ein Duplicat jenes Testaments aufsuchen, das wir in dem Sarkophage des alten Herrn fanden, wie es der Verstorbene angedeutet. Die seltsame Art und Weise des Verfahrens, das der Verstorbene beobachtet, mag wohl in seinem krankhaften Charakter gelegen haben, und Biber hat Nichts versäumt, um ihn darin zu bestärken. Doch wozu soll ich Ihnen dies

Alles wiederholen? Gegenwärtig ist die Verwirrung so groß, daß sie nur eine kundige Hand lösen kann, und diese Hand besitze ich. Sie kennen mich jetzt als einen geschickten Führer der Fabrik, ich kann mich auch als einen tüchtigen Advokaten zeigen, natürlich wenn er bezahlt wird. Der Herr von Crusius gehört zu Ihrer Familie, er ist der Mann meiner Frau . . . soll ich ihn und Biber verderben? Das hieße, Sie mit vernichten. Die Speculation auf das Legat, das bei Ihnen deponirt wurde, ist ebenfalls mißglückt; Herr Schwager, gestehen Sie es nur, daß Ihnen ein Testamentscodicill einen Strich durch die Rechnung gemacht hat, eben so gut auch mir. Sie sind gerettet nnd können zahlen. Ah, Sie haben Glück! Ich' bin ein Unglückskind. Ich sprach zwar davon, Frau Theresen die Wahl zwischen ihren beiden Männern zu überlassen; aber ich sehe wohl ein, daß sie mich nicht wählen kann, ich tauge für den Kreis nicht mehr, in dem sie sich bewegt. Sie weinen? Ich entbinde Sie von der Wahl. Und nun zum Schluß: Louise von Vollmar liebt den armen Doctor Elsner; zerstören Sie das Glück der beiden jungen Leute nicht, meine und Therese's Schicksale liefern den Beweis, wohin die ängstliche Rücksicht auf äußere Verhältnisse führt. Sie haben den Höhepunkt Ihrer Carrière erreicht; Sie können nicht mehr steigen, wohl aber fallen. Ziehen

Sie den Arzt zu sich empor, indem Sie Ihrer Vaterliebe folgen — er wird Ihnen vielleicht später eine Stütze sein, wie ich sie Ihnen für jetzt sein kann. Therese ist durch ihre Eitelkeit hart bestraft, ich weiß, daß sie in in der zweiten Ehe nicht glücklich ist. Wie ganz anders wäre Alles, wenn Sie damals ein kleines Capital geopfert hätten. Unser Unglück ist das Werk Ihres Bruders. Doch hinweg mit sentimentalen Betrachtungen, nehmen wir die Sache von der geschäftlichen Seite. Biber und Ernest Constant haben mich betrogen, ich muß Ersatz für den Verlust haben, ehe ich abreise. Man plündert Ihr Vermögen, Herr Finanzrath . . .

— Genug! sagte dieser. Ich spreche nicht von Versöhnung, aber von Abfindung. Sie wollen Geld, ich zahle, um endlich Ruhe zu gewinnen.

— Gut, so spiele ich Ihren Advokaten.

Die Gesichtszüge Rüdigers verzerrten sich fast, als er fortfuhr:

— Sie brauchen eine Waffe gegen den Mann meiner Frau, ich liefere sie Ihnen: Herr von Crusius und Biber haben das Testament unterschlagen, in welchem der gute Edelmann enterbt war; das Vermögen ward getheilt. Auch Biber's Casse ist voll. Gnädige Frau, Ihr erster Mann hatte leichtsinnig eine kleine Summe veruntreut — Ihr zweiter hat ein Vermögen gestohlen.

Das ist der Unterschied zwischen uns. Biber kennt noch mehr Schliche Ihres Herrn Gemahls, und wenn ich nicht bald für Sie auftrete, so geht die Theresenruhe an den Schloßverwalter über. Errathen Sie nun, warum er nach dem Besitztitel strebt? Er will mit dem Gute einen gefährlichen Mund stopfen.

— Sie verleumden! wagte der Banquier zu stammeln, der entsetzt einen Blick in dieses Gewebe that.

— Immer noch Mißtrauen? Folgen Sie mir zu Ihrem Verwalter, denn auch mit ihm muß ich abrechnen, und zwar noch heute, da er mich ohne Zweifel denunciren wird.

Rüdiger verließ rasch das Zimmer, ohne sich um Therese zu kümmern, die wie eine Bildsäule dastand.

— Bleibe! flüsterte der Banquier ihr zu. Ich kehre zu Dir zurück.

Er eilte in das Erdgeschoß hinab, wo er Rüdiger an der Thür des Schloßverwalters fand. Biber lag, von Gichtschmerzen gepeinigt, in seinem Stuhle, als die beiden Männer eintraten. Der hagere Mann bot einen fürchterlichen Anblick. Die Krankheit mußte ihn nie mit so großer Gewalt ergriffen haben, als heute, denn er konnte ein leises Wimmern nicht unterdrücken. Seine Züge waren verzerrt. Er erhob sich kaum zur Begrüßung seines Herrn. Als er Rüdiger erblickte, verrieth er einen heftigen Schreck.

— Was willst Du? fragte er zischend. Verschone mich nur heute, ich bin unfähig . . . komm morgen wieder!

— Morgen! sagte Rüdiger. Damit Deine Denunciation ihre Wirkung thun kann. Ich habe vorgebeugt — noch kann ich mir helfen und Andern nützen. Das Werkzeug, dessen Du Dich bedient, verlangt seine Bezahlung!

— Mensch, ist das der Lohn dafür, daß ich Dich aufgenommen habe? stöhnte Biber. Herr Finanzrath, glauben Sie ihm kein Wort, er ist wahnsinnig. Sein Kopf ist angefüllt mit fixen Ideen . . .

— Ist die Unterschlagung eines gewissen Testaments auch eine fixe Idee? Ist die falsche Buchführung auf der Fabrik ein Hirngespinnst? Ich habe so lange geschwiegen, als ich meinen Vortheil dabei sah; jetzt spreche ich, da man mich hintergeht und bei Seite schaffen will. Wer hat diesen Brief an das Criminalgericht geschrieben? Er hat keine Unterschrift, aber ich erkenne die Züge . . . Biber, Deinen Boten führte kein Zufall mir entgegen, er stand in meinem Solde. Ich habe Dir längst gemißtrauet. Herr Finanzrath, in diesem Zimmer sind die Fäden des Netzes gesponnen, mit dem man Sie und die Familie Nieheim umgarnt hat. Dieser Mann brauchte Helfershelfer, und er wandte sich an mich und an Ernest Constant, den Sohn seines verstorbenen Herrn . . .

— Elender! rief Biber, indem er sich aufrichtete.

— Lassen Sie jenen Schrank durchsuchen, und Sie werden die Beweise dessen finden, was ich sage. Ha, hier sind die Schlüssel!

Er nahm sie von dem Tische und sprang nach dem Schranke. Noch war er beschäftigt, das Schloß zu öffnen, als Biber das Pistol unter seinem Buche hervorzog und es mit sicherer Hand auf Rüdiger abfeuerte. Dieser sank taumelnd zu Boden. Mit einem furchtbaren Schrei raffte er sich wieder empor. Obgleich ein Blutstrom aus seinem Nacken quoll, so mußte ihn die Kugel doch nur leicht verwundet haben, denn kräftig riß er einen Hirschfänger von der Wand und drang wie ein Wüthender auf Biber ein, der sich anschickte, ein zweites Pistol abzufeuern, das er rasch hervorgezogen hatte. Ein schwerer Hieb fiel auf das Haupt des Schloßverwalters . . . er sank bewußtlos in seinen Stuhl zurück.

Der Finanzrath war der Schreckensscene entflohen; er eilte auf das Zimmer seiner Schwester, die er in Thränen antraf. Erschüttert warf er sich in einen Sessel; er wußte nicht, was er beginnen sollte. Rathlos erwartete er den Verlauf der Dinge.

Auf den Schuß waren der Doctor Elsner und Louise herbeigeeilt, die von einer Morgenpromenade

aus dem Garten zurückkehrten. Florian trat in das Zimmer — er sah die beiden Verwundeten.

— Geh, dieser Anblick paßt nicht für Dich! rief er dem jungen Mädchen zu. Sende mir einen verschwiegenen Diener. Hier ist Schreckliches vorgegangen.

Louise eilte in das erste Stock hinan.

— Herr Doctor, Sie kommen gelegen! sagte Rüdiger, der sich an der Toilette des Schloßverwalters vom Blute zu reinigen suchte. Helfen Sie mir, jener Mensch, der mich meuchlings verwundet hat, bedarf Ihrer Hülfe nicht, er verläßt zur guten Zeit die Welt. Aber ich muß Ihnen noch nützen, Ihnen und dem Vater Ihrer Louise. Meine Wunde brennt — hemmen Sie das Blut.

Florian hatte sich mit dem Schloßverwalter beschäftigt; der mit flacher Klinge geführte Schlag hatte den Kranken so betäubt, daß er wie todt in dem Stuhle lag. Eine Wunde war nicht zu bemerken. Der Arzt wandte sich nun zu Rüdiger. Die Kugel hatte ihm den Hals gestreift; die Verletzung war leicht, ein Verband mit Tüchern rasch hergestellt. Plötzlich regte sich Biber. Der Arzt widmete ihm erfolglos seine Sorgfalt — wenig Minuten später stockte der Puls, den Florian prüfte — der Schloßverwalter hatte aufgehört zu leben.

— Ich bin kein Mörder, murmelte Rüdiger; ich habe mein Leben vertheidigt, das durch seine Schußwaffe

bedroht wurde. Die Welt hat einen schlechten Menschen verloren! Auch Ihnen hätte er schädlich werden können.

— Mir? fragte Florian. Ich habe ihn jetzt nicht mehr zu fürchten, eben so wenig mein Vater, dessen langjähriger Feind er gewesen. Es ist nicht mehr an der Zeit, mit ihm zu rechten; was er gethan, mag er bei dem ewigen Richter verantworten, der alle seine Handlungen kennt. Aber über Etwas, das Sie betrifft, möchte ich mir eine Aufklärung ausbitten.

— Was wollen Sie wissen?

— Sie haben sich eine Zeit lang verborgen in der Mühle meines Vaters aufgehalten, und, wenn meine Vermuthung die richtige ist, dem alten Manne Bauprojecte in den Kopf gesetzt, die nicht zur Ausführung gekommen sind. Später sind Sie in die Dienste des Herrn Finanzraths übergetreten. Welche Gründe leiteten Sie?

— Davon wollte ich eben sprechen, sagte Rüdiger. Die Gastfreundschaft Ihres Vaters kann ich nicht mit Undank lohnen, und ich wäre undankbar, wenn ich abreiste, ohne ihm eine Mittheilung zu machen, die das Glück seines Lebens begründet. Warum ich mich in Ihrem Hause verborgen hielt, ist gleichgültig; auch brauchen Sie nicht zu wissen, wer ich eigentlich bin. Aber den Grund will ich Ihnen sagen, der jenen dort trieb,

Ihren Vater zu ruiniren. Hat Ihnen der Finanzrath nicht einen Vorschlag zur Auswanderung nach Rußland gemacht?

— Ja!

— Es geschah auf Bibers Einflüsterungen. Hatte Ihr Vater keine Erwerbsquelle mehr, und wäre er ein Bettler geworden, so hätte er Ihnen, dem man die Mittel zur Reise gegeben, folgen müssen. Der Finanzrath wäre in dem Glauben gewesen, sich einen lästigen Schwiegersohn vom Halse zu schaffen, während er doch einen spitzbübischen Plan seines Verwalters fördern half. Die Familie Elsner sollte verschwinden, damit Biber statt ihrer eine Erbschaft in Boston erheben konnte. Dort ist vor einigen Jahren ein gewisser Philipp Brand gestorben . . .

— Der Bruder meiner Mutter! rief Florian.

— Ganz recht. Er hat ein Vermögen von mehr als hunderttausend Dollars hinterlassen, das er durch Wunderkuren, er war nämlich Wunderdoctor, erworben hat. Ich selbst habe eine Abschrift des Testaments mitgebracht. Der alte Brand, ein Hypochonder sonder Gleichen, hat festgesetzt, daß, wenn eine gewisse Elisabeth Widmar und ihr Kind nicht mehr lebten, das Vermögen dem Müller Elsner zufallen solle. Lebte auch dieser und seine Gattin nicht mehr, so sollte Biber, an

dem er ein Unrecht begangen zu haben wähnte, der Erbe sein. Begreifen Sie nun die Gehässigkeiten des Verwalters? Begreifen Sie nun, warum die Mühle verschwinden sollte? Ich leugne nicht, daß ich bei dieser Erbschleicherei mitgewirkt habe, da mir ein Theil des Kapitals versprochen war. Sie sehen, ich mache Alles wieder gut. Aber der habsüchtige Biber wollte auch mich beseitigen, und nur ein Zufall hat mich vor dem Gefängnisse bewahrt. Hier muß sich die Abschrift des Testaments befinden.

Er riß den Schrank auf, suchte einige Augenblicke und holte ein Papier hervor, das er dem jungen Arzte überreichte. Der überraschte Florian fand die ihm unglaublichen Angaben bestätigt. Von der unglücklichen Liebe Philipp Brand's zu der armen Elisabeth hatte er erst vor kurzer Zeit Kunde erhalten; es fiel ihm nicht schwer, den Zusammenhang völlig zu fassen.

— Nun benützen Sie meine Andeutungen und reisen Sie, mit guten Papieren versehen, nach Boston. Die amerikanischen Behörden haben aus guten Gründen die Aufforderung an die unbekannten Erben nur in Zeitungen erlassen, die man in Deutschland nicht kennt. Vielleicht sehen wir uns in Boston wieder. Wachen Sie über die Summen in jener Kasse, sie gehören den Erben des Barons von Nieheim.

Rüdiger war verschwunden. Florian warf einen Blick in den eisernen Schrank; er war mit Papieren und vollen Lederbeuteln angefüllt.

— Wunderbar! dachte er. Die Gier, Schätze zu sammeln, muß eine Krankheit des Schloßverwalters gewesen sein. Was nützt ihm nun der Reichthum, in dessen Besitz er durch ein stetes Ringen gekommen? Seltsame Menschennatur!

Nachdem er sich noch einmal von dem wirklichen Ableben Bibers überzeugt, warf er eine Decke über den Leichnam. Dann verschloß er sorgfältig den Schrank und die Thür des Zimmers. Fünf Minuten später hatte er mit dem Finanzrathe eine geheime Unterredung, die der Arzt mit dem Versprechen endigte, die Bestattung des Verwalters ohne Aufsehen zu bewirken.

Drei Tage später fand in dem Schlosse Rieheim ein Familienrath statt, den der Rechtsanwalt des Finanzraths leitete. Frau von Stieglitz, die verwittwete Baronin von Rieheim, Herr von Crusius und der Herr von Vollmar waren zugegen. Nach den angestellten Untersuchungen war an eine Wiedererlangung des Vermögens, das an die Seitenverwandten bereits gezahlt, nicht zu denken, da diese es bereits verausgabt hatten. Die verwittwete Baronin erklärte sich mit dem Legate befriedigt,

das ihr der Banquier sammt Zinsen auszahlte. Aus den Papieren Bibers ergab sich, daß er einen unheilvollen Einfluß auf den stets kranken Baron ausgeübt und einen großen Theil der Gutseinkünfte sich angemaßt hatte. Vorgefundene Briefe bewiesen, daß auch Frau Bertram, die verstoßene Amme, thätig gewesen; sie hatte ununterbrochen mit Biber correspondirt. Der scheußliche Plan, der an verschiedenen Zufälligkeiten scheiterte, war eben so großartig als schlau angelegt. Aufschlüsse über die seltsamen letztwilligen Verfügungen des Barons von Nieheim fand man nirgend, und man mußte an einen geheimen Einfluß des Schloßverwalters glauben. Der Familienrath beschloß, da Biber keine Erben hatte, die von ihm erschlichenen Summen der verwittweten Baronin zu überweisen und zur Ehre des Verstorbenen die traurige Angelegenheit geheim zu halten. Auf diese Weise kam die Baronin Julia in den Besitz eines Vermögens, das ihr ein standesgemäßes Auskommen sicherte. Herr von Crusius, den man mit großer Rücksicht behandelte, fügte sich Allem, vorzüglich als ihm der Finanzrath gewisse in Bibers Nachlasse vorgefundene Papiere aushändigte. Er war später durch eine Aenderung seines Lebenswandels dankbar dafür. Mit Frau von Stieglitz söhnte er sich dadurch aus, daß er für Feodor um die Hand Clarissa's warb. Die alte Dame, welche die Leidenschaft ihrer

Tochter kannte, willigte nach einigem Zögern ein, und Feodor legte offen das Bekenntniß ab, daß er in Bezug auf Louise von Vollmar in einer gewissen Verblendung gehandelt und Clarissa stets geliebt habe. Man ließ diese Entschuldigung gelten, da die Verbindung der beiden jungen Leute ein längst gehegter Plan war.

Der Finanzrath führte der verwittweten Baronin von Nieheim ihren Sohn zu, der unter dem Namen Ernest Constant ein vielbewegtes Leben hinter sich hatte. Man stellte den überspannten Menschen unter die Vormundschaft des Finanzraths, der sich der Mühe gern unterzog, das kleine Vermögen desselben zu verwalten und über sein Betragen zu wachen. Er gab später noch manche Aufschlüsse über die Manipulationen Bibers und Wilson's, deren Werkzeug er gewesen.

Nachdem die Angelegenheiten der Nieheims geordnet waren, dachte der Banquier auch an das Ordnen der Angelegenheiten seiner eigenen Familie. Schwager Crusius blieb in dem Besitze der Theresenruhe, und Louise reichte ihrem Doctor, der dem Banquier so große Dienste geleistet, am Altare die Hand. Das Hochzeitsfest ward in einem kleinen Kreise auf der Mühle gefeiert, wie es Louise gewünscht hatte. Um die Freude Vater Elsner's und der Mutter Getrud nicht zu beeinträchtigen, hatte man außer dem Schulzen und Ewald Börner keine Gäste

geladen. Bei Tische kündigte der Finanzrath an, daß er seiner Tochter das Schloß Nieheim als Mitgift bestimmt habe.

— Ich hoffe, fügte er hinzu, daß zwischen dem neuen Schloßherrn und dem Meister ein Streit über das Wasser des See's nicht wieder entstehen wird.

— Vielleicht doch, meinte Louise. Ich möchte meinen Mann bitten, daß er der Fabrik alle Triebkraft zuwendet, damit der gute Meister endlich einmal in Ruhe lebe.

Vater Elsner, der als Bräutigamsvater einen großen Blumenstrauß auf seinem blauen Sonntagsrocke trug, schüttelte lächelnd das graue Haupt.

— Laßt mich, Kinder, sagte er gerührt, laßt mich so lange arbeiten, als es geht, denn ohne Arbeit würde ich umkommen. Ist mein Arm kraftlos, dann halte ich mein Versprechen und sage, nun gebt mir Brod, ich kann nicht mehr verdienen. Bist Du nicht meiner Meinung, Mütterchen?

Mutter Gertrud, ebenfalls festlich geschmückt, nickte beifällig mit dem Kopfe. Die gute Alte war vor freudiger Rührung der Sprache nicht mächtig.

— Lassen wir es beim Alten, rief der aufgeregte Schulze. Es kann immer noch eine Zeit lang an unserm See so bleiben, wie es jetzt ist. Das Schloß und die Mühle haben lange im Streite gelegen, sehen wir

zu, wie sie sich nun in Frieden ausnehmen. Es ist gar gut wohnen an unserm See.

Der Doctor erhob sich von seinem Platze.

— Vielleicht kann eine Nachricht, deren Mittheilung ich mir bis heute aufgespart habe, meinen Vater bestimmen, sich Ruhe zu gönnen. Ich glaube, sagte er betonend, daß ein Mann von mehr als hunderttausend Dollars nicht mehr zu arbeiten braucht.

— Florian, da hast Du Recht! rief der Alte. Aber dieser Mann bin ich nicht.

— Du bist es, Vater. Hier sind Papiere, nach denen Vetter Philipp Dir sein Vermögen hinterlassen hat.

Er theilte den Inhalt des Testaments mit. Das freudige Erstaunen der Anwesenden läßt sich nicht beschreiben.

— Philipp war leichtsinnig, aber nicht schlecht! rief der Schulze. Wer weiß, warum er nicht wiedergekehrt ist.

— Ich freue mich, sagte Vater Elsner, der einige Augenblicke sprachlos vor Erstaunen gewesen, daß Florian nicht mit leerer Hand in Ihre Familie kommt, Herr Finanzrath. Wird die Erbschaft wirklich ausgezahlt, so behält sie der Doctor; ich arbeite in meiner Mühle fort.

— Und ich übernehme es, sagte der Finanzrath, die Sache zu vermitteln, da ich meine Correspondenten in Boston habe. Existirt das Original eines Testamentes, so wird es nicht schwer sein, die Summe zu erlangen.

— Ich helfe mit, sagte der Schulze; es ist wohl keiner besser dazu geschickt, als ich.

Der Mühlknappe trat plötzlich in das kleine Zimmer er rief leise den Meister, dieser rief den Schulzen. Dann entfernten sie sich. Die übrigen Gäste fuhren in ihrer Unterhaltung fort. Bald traten die beiden Männer wieder ein; sie sahen erschreckt aus.

— Was ist geschehen? fragte man von allen Seiten.

Der Schulze berichtete mit einer wahren Amtsmiene, daß man den Leichnam des Werkführers Wilson am Wehre vorgefunden habe.

— Bleiben Sie, Herr Doctor, ich habe ihn bereits nach dem Amthause schaffen lassen, fügte er hinzu, als er sah, daß Florian sich erheben wollte. Mir scheint, die Welt erleidet keinen Verlust, denn der Mann hat mir von jeher nicht gefallen, er war ein Freund des Schloßverwalters. Gott habe ihn selig! Der Vorfall soll unsere Freude nicht stören.

Man sprach nicht mehr davon, aber es herrschte eine gedrückte Stimmung in der Gesellschaft, die man zeitig aufhob. Louise blieb in der Mühle zurück, sie wollte das kleine Giebelzimmer einige Tage bewohnen, dessen Licht sie so oft von dem Schlosse aus beobachtet hatte. Der Finanzrath fuhr denselben Abend noch nach der

Theresenruhe, um seiner Schwester die Nachricht zu überbringen, daß sie nicht mehr in einer Doppelehe lebe. Darüber, ob Rüdiger verunglückt war, oder sich selbst das Leben genommen, hat die Welt Nichts erfahren.

Am folgenden Morgen rief Meister Elsner, während die junge Frau in dem Giebelzimmer bei der Toilette war, seinen Sohn bei Seite.

— Florian, sagte er, Du bist jetzt am Ziele Deiner Wünsche. Das Vermögen, das Dir in Aussicht steht, gebührt nicht mir oder meiner Frau, sondern Dir. Ich sehe schon, Du ahnst, was ich Dir mittheilen will . . . Du würdest es nie erfahren haben, wenn sich Dein Loos nicht so gestaltet hätte.

— Vater, stammelte der Arzt, als Du mir Philipp Brand's Leben erzähltest, kam ich unwillkürlich auf einen Gedanken . . .

— Du bist der Sohn meines Schwagers und der unglücklichen Elisabeth., also auch der rechte Erbe. Nenne mich immerhin Vater, denn meinem Herzen bist Du lange der rechte Sohn gewesen. Das Geheimniß kennt Niemand als der Schulze. Ich trete als Erbe auf, aber Du erhältst das Kapital.

Und diese Angelegenheit blieb ein Geheimniß. Florian bewohnte mit seiner jungen Gattin das Schloß Nieheim, als das Kapital dem Bankhause von Vollmar überwiesen

wurde. Das Glück war dem Erben günstig, denn einige Monate später begann die Geldkrisis in Amerika, die ohne Zweifel die Auszahlung erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht hätte, da Philipp Brand das Kapital bei einem Bankhause deponirt, das dem Sturze nahegekommen. Aber auch in Europa leistete das Geld gute Dienste; es half dem Finanzrathe die Krisis überstehen, die in unserm Vaterlande den Ruin manches guten Bankhauses herbeiführte. Louise's Vater gestand offen, daß er seinem Schwiegersohne die Existenz seines Geschäfts verdanke, da er durch die Krisis große Verluste erlitten habe.

Der Fabrikant Börner, der durch die Vermittelung seines Arztes die liebenswürdige Adele wiedergefunden, kaufte das überschuldete Gut des Herrn von Crusius und legte nun, im Vereine mit dem Finanzrathe, die längst projectirte Zuckerfabrik an. Am Tage der Einweihung des stattlichen Etablissements feierte er sein Hochzeitsfest. Ernest Constant, der nun den Titel eines Barons von Nieheim führte, brachte den ersten Toast auf das junge Paar.

Wenn der Leser heute an den Raffsee kommt, so sieht er das Schloß Nieheim, die Papierfabrik, die Zuckerfabrik und die kleine Mühle. Ueberall herrscht Thätigkeit und Frohsinn. Der Finanzrath ist ein ruhiger Speculant geworden, und der Herr von Crusius, der

eine schwere Krankheit überstanden, ein ruhiger Ehemann. Florian befindet sich in dem glücklichen Falle, mit seiner Wissenschaft nicht speculiren zu müssen, er widmet sie uneigennützig der leidenden Menschheit, wie es seine Gattin gewünscht hat.

Druck von Gustav Bär in Leipzig.

Schrader, August,

Am See, oder: Die Speculanten Ein Lebensbild aus der Gegenwart von August Schrader

Bd.: 2

Leipzig 1859